Sezession

Konrad Lorenz

Autorenportrait
Konrad Lorenz

Karlheinz Weißmann
Weltanschauung
und Politik

Thomas Bargatzky
Die Natur des Menschen

Götz Kubitschek
Todsünde Toleranz

Konrad Roenne
Tierethik



28

Februar 2009
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

7. Jahrgang
Februar 2009, Heft 28

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer Sezession für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10,- € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8.500, für einen Grundlagenbeitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:
Fotomontage

In der Mitte des Heftes finden Sie diesmal das Register für den Jahrgang 2008.

Informationen zu den Autoren in diesem Heft auf S. 7

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Wer 2009, im »Darwinjahr«, von Konrad Lorenz spricht und dessen 20. Todestag zum Anlaß einer besonderen Würdigung nimmt, ist erklärungspflichtig. Ohne Zweifel war die Leistung von Charles Darwin die bedeutendere, auch die folgenreichere. Er hat ein neues Verständnis der Natur begründet, das zwar bekämpft und ignoriert, aber in seinen Kernaussagen kaum erfolgreich bestritten werden konnte. Die Konsequenzen waren erheblich. Auch wenn Sigmund Freud Grund hatte, Darwin für die erste große »Kränkung der menschlichen Eigenliebe« verantwortlich zu machen – bedingt durch die Einordnung des Menschen in das Tierreich –, darf man nicht verkennen, welche Faszination seine Theorie ausübte.

Das gilt selbst für den kirchlichen Bereich, wo man nicht nur verbissenen Widerstand leistete, sondern es auch früh Versuche des Ausgleichs gab. Das gilt aber vor allem für die Interpretation von Geschichte und Gesellschaft. Die führenden politischen Köpfe an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert waren mehr oder weniger alle »Social-Darwinisten«. Das gilt für die Linke, angefangen bei Karl Marx, der Darwin ein Widmungsexemplar des *Kapitals* schickte (das der offenbar nie gelesen hat), das gilt für die Liberalen, und das gilt für die Rechte, soweit sie nicht klerikal war. Dafür gab es je verschiedene Motive: Die Sozialisten glaubten vor allem, daß die Evolution der Natur ihre Entsprechung im Fortschritt der Geschichte finde, die Liberalen sahen ihre Vorstellung von Marktwirtschaft gerechtfertigt durch die Lehre vom *struggle for life* und dem *survival of the fittest*, die Rechte schließlich fand in Darwins Konzept einen klaren Beweis dafür, daß Egalitarismus unnatürlich ist, die Natur jedenfalls bloß hierarchische Organisationsformen duldet.

Von diesem Pluralismus möchte man heute natürlich nichts mehr wissen, sowenig wie von der sozialistischen Emphase für Eugenik oder der intimen Beziehung zwischen Liberalismus, Imperialismus und Darwinismus im Europa und Nordamerika vor dem Ersten Weltkrieg. Zuletzt erscheint jeder Rekurs auf das Biologische »rechts« und das heißt heute selbstverständlich: Er erscheint verdächtig. Das hat auch ein Konrad Lorenz zu spüren bekommen, wenngleich die Verleihung des Nobelpreises ein guter Schutz gegen allzu perfide Attacken war. Trotzdem wird man sagen müssen, daß seine Wirkung beziehungsweise die der von ihm begründeten Verhaltensforschung wie abgeschnitten ist.

Das hat ganz wesentlich mit ihren politischen Implikationen zu tun. Man kann vielleicht Darwin so zurechtstutzen, daß er in das Weltbild des Humanitarismus paßt (das Programm der *FAZ* in diesem Jahr) oder ihn für persönliche *wellness* und Profitmaximierung nutzbar machen (das Programm des *Focus*), aber eine entsprechende Verharmlosung ist in bezug auf Lorenz und seine Disziplin kaum möglich. Selbstverständlich hat der große alte Mann der Ethologie auch Sätze von sich gegeben, die man pazifistisch, anarchistisch, sozialistisch oder radikal-ökologisch auffassen kann, aber es bleibt da doch zum Schluß ein unauflösbarer Rest. Das ist das Inkommensurable an Lorenz, das rechte Kernelement: seine Annahme, daß die Aufhebung der natürlichen Selektion – der »grausam-bewahrenden Macht« – für den Menschen eben auch Nachteile mit sich bringt, die korrigiert werden müssen, und die Annahme, daß die Lehre von der Gleichheit aller Menschen eine Irrlehre ist. Jene wirkt um so fataler, als sie allgemein verbreitet ist und sie zu bestreiten »heute mancherorts ebenso gefährlich werden« kann »wie im Mittelalter die Behauptung, daß die Erde um die Sonne kreise und nicht diese um jene«.

Autorenportrait Konrad Lorenz

von Adolph Przybyszewski

»Freuds Aggressionslehre und die Verhaltensforschung von Lorenz werden neuerdings immer häufiger für die Entwicklung einer konservativen Gesellschaftstheorie herangezogen«, konstatierte *Der Spiegel* im Jahr 1971 irritiert. Damals, als in der BRD der Siegeszug des Vulgärmarxismus durch die Institutionen anhub, hätten eigentlich »die Ergebnisse der Verhaltensforschung (Ethologie) eine gründliche Verunsicherung all jener bewirkt haben« müssen, »deren Vorstellungen sich noch immer in den überkommenen Denkschemata des 19. Jahrhunderts bewegen.«

Diese Hoffnung äußerten hier nicht Konservative, sondern die jungen Vertreter eines akademischen »Neuen Nationalismus«: Mit den biologischen Wissenschaften sollte den auftrumpfenden Neomarxisten gesellschaftstheoretisch der Wind aus den Segeln genommen werden. Das Vertrauen auf eine ernüchternde Wirkung der Verhaltensbiologie auf die westdeutsche Linke, auf entsprechende Lernprozesse und damit auch die Aufwertung der eigenen Position war illusorisch, was im Rückblick nicht überrascht. Der Ansatz, sich im geteilten Deutschland gleichermaßen von einer »alten«, konservativen Rechten und einer theoretisch überholten Linken als blockfreier »neuer« Nationalismus mittels Rekurs auf jüngste naturwissenschaftliche Erkenntnisse abzusetzen, erschien unzeitgemäß. Die politische Gesäßgeographie des 19. Jahrhunderts ist, weil herrschaftstechnisch bislang bewährt, in Deutschland stabil, die Linke blieb in ihrem Menschenbild einem ideologischen Behaviorismus verhaftet, sie bewegte sich geistig nicht. Dabei sind Überlegungen und Motive jener nationalistischen Intellektuellen bedenkenswert, zumal sie sich mit Konrad Lorenz eines Kronzeugen versicherten, den der *Spiegel* (das »Sturmgeschütz der Demokratie«) damals nicht abschoß, sondern vielmehr zum »Einstein der Tierseele« adelte.

Gert Waldmann: *Verhaltensforschung und Politik*, in: *Junge Kritik 3: Europäischer Nationalismus ist Fortschritt*, Hamburg 1973, S. 17-47.

Daß Lorenz 1973 zusammen mit seinen Kollegen Nikolaas Tinbergen und Karl von Frisch der Nobelpreis für Medizin oder Physiologie verliehen wurde, belegte die wissenschaftliche Bedeutung der Verhaltensbiologie gleichsam amtlich. Es war keineswegs ein Mißverständnis, daß die unorthodoxen Nationalisten meinten, auf Lorenz und die Verhaltensforschung setzen zu können, denn der seinerzeit ungemein populäre Ethologe selbst vertrat ohne Scheu politische Ansichten, die er mit seinen Forschungen begründete und dem zunehmend linksliberalen Zeitgeist entgegenstellte. Wenn er gegen die »pseudodemokratische Doktrin« wetterte, »daß der Mensch ein unbegrenzt modifizierbares Erzeugnis seiner Umgebung sei«, wenn er beklagte, daß diese Doktrin »eine überragende politische Bedeutung erlangt« habe, liegt angesichts gegenwärtiger Debatten um *gender mainstreaming* und die Deformation des Bildungswesens sein anhaltender Provokationswert auf der Hand. »Begreiflicherweise«, so Lorenz 1971, müsse »diese Lehre allen jenen höchst willkommen sein, in deren Interesse und Absicht es liegt, große Menschenmassen gezielt zu manipulieren, und deshalb ist die pseudodemokratische Doktrin, von amerikanischen, russischen und chinesischen Machthabern in merkwürdiger Einmütigkeit vertreten, beinahe zur Weltreligion geworden.« In Konrad Lorenz begegnet also nicht nur ein Klassiker der modernen Biologie, sondern auch ein streitbarer Geist, dem es wie wenigen anderen gegeben war, wesentliche Einsichten seiner Forschung einer breiteren Öffentlichkeit fesselnd darzubieten. Da der Verhaltensbiologe von der Bedeutung seiner Wissenschaft für eine adäquate Erkenntnis der eigenen Lage durchdrungen war und er diese Lage für ernst hielt, wollte er über den Elfenbeinturm reiner Forschung hinaus wirken: Er werde deshalb langsam zum »Prediger«, schrieb er damals dem befreundeten Schriftsteller Carl Zuckmayer. Es ging ihm nicht nur um die Benennung konkreter Mißstände, sondern stets auch um eine grundlegende Aufklärung im kantischen Sinn, die vor allem die Fähigkeit und den Mut fordert, den eigenen Verstand zu gebrauchen. Auch deshalb wurde Lorenz einer der Väter jener modernen evolutionären Erkenntnistheorie, die die menschliche Kognition evolutionstheoretisch zu verstehen und dabei diverse Disziplinen zu integrieren sucht. Wenn auch manche Forschungspositionen und -konzepte inzwischen fachwissenschaftlich überholt sind, bleibt Konrad Lorenz mit seinem geistigen Habitus, aber auch mit zentralen seiner Befunde neben Arnold Gehlen der wohl bedeutendste anthropologische Denker jenes »realistischen« Spektrums, das man in Deutschland seit jeher eher »rechts« denn »links« verortet hat.

Konrad Lorenz: *Ein Biologe widerlegt moderne politische Schulen*, in: *Das Tier* 11 (1971), Nr. 7.

Hanna-Maria Zippelius: *Die vermessene Theorie. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Instinkttheorie von Konrad Lorenz und verhaltenskundlicher Forschungspraxis*, Braunschweig 1992.

Geboren wurde Lorenz 1903 in Altenberg bei Wien, nahe dem imperialen Zentrum der k.u.k. Doppelmonarchie, und ebendort, nahe der Hauptstadt der zweiten österreichischen Republik, starb er 1989. Dazwischen wurde Geschichte gemacht, der auch er sich nicht entziehen konnte und wollte. Als zweiter Sohn des international renommierten Arztes Adolf Lorenz, eines Pioniers der modernen chirurgischen Orthopädie, wuchs Konrad Lorenz im großbürgerlichen Wiener Milieu auf, zu dem nicht nur ein mondäner Kosmopolitismus, sondern auch eine einzigartige Verdichtung künstlerischer wie wissenschaftlicher Intelligenz gehörte. Spielkamerad in Kindheitstagen etwa war Karl Popper, der spätere Begründer eines »kritischen Rationalismus«, mit dem er erst ein Lebensalter später als Wissenschaftler wieder zusammentreffen sollte. Ein Studium der Medizin beendete Lorenz 1928 mit Promotion in Wien, inzwischen Hauptstadt der ersten österreichischen Republik, war dann als Assistent an einem der dortigen anatomischen Institute tätig, während er sich nebenher vor allem mit zoologischen Forschungen beschäftigte. Entscheidend für seine weitere Entwicklung wurde die Begegnung mit dem Ornithologen Oskar Heinroth, einem Verhaltensforscher avant la lettre, den Lorenz zeitlebens als seinen »großen Lehrer« verehrte. 1933 promovierte der Mediziner als Zoologe und habilitierte sich bald: Schon 1937 erhielt er die Venia legendi für Zoologie mit besonderer Berücksichtigung der vergleichenden Anatomie und Tierpsychologie an der Wiener Universität.

Klaus Taschwer, Benedikt Föger: *Konrad Lorenz. Biographie*, Wien 2003.

Lorenz, der sich in den 1920er Jahren auch als Motorradrennfahrer versucht hatte, lebte jetzt ganz seiner ethologischen Forschung, die indessen auf wenig Gegenliebe stieß. Nach einem heftigen Bürgerkrieg zwischen austrofaschistischen Heimwehren auf der einen, Sozialdemokraten und Kommunisten auf der anderen Seite hatte sich in Österreich





ein von Mussolini unterstütztes autoritäres System als »Bundesstaat« an Stelle der Republik fest etabliert. Da dieser Austrofaschismus die Bemühungen der römisch-katholischen Kirche um eine Rekatholisierung der Gesellschaft unterstützte, waren die Aussichten für eine Forschung, die Charles Darwin verpflichtet war, in Österreich nicht allzu rosig. Im nationalsozialistischen Deutschen Reich dagegen schien man biologischen Forschungen offenkundig aufgeschlossen, wenn auch zum Teil aus ideologischen Mißverständnissen heraus. Als der Kleinstaat 1938 durch Hitler mit dem Reich fusioniert wurde, in der Folge mancher jüdische und politisch nicht konforme Kollege entlassen wurde, versuchte Konrad Lorenz sogleich, die für ihn und seine Forschungsrichtung günstige neue Konstellation bedenkenlos und zielstrebig zu nutzen. Schon seine Pläne in Wien, aber auch alle späteren Unternehmungen zeigen einen stets »sehr ehrgeizigen, ebenso anpassungsbereiten, politisch eher naiven, wissenschaftspolitisch aber geschickt agierenden Forscher«. So bemühte er sich nach dem »Anschluß« schnell um Aufnahme in die NSDAP und eine entsprechende rhetorische Aufrüstung seiner Forschungspräsentation. Daß er sich dabei als »Deutschdenkenden« bezeichnete und den österreichischen Klerikalfaschismus verdammte, war gewiß nicht karriere- und antragstechnischen Erwägungen, sondern konkreten historischen Erfahrungen geschuldet, also ernst gemeint. Den im Friedensvertrag von St. Germain ausdrücklich verbotenen Zusammenschluß Deutschösterreichs, wie es anfangs hieß, mit dem Reich hatte die Mehrzahl gewollt; bekanntlich war dies, bis 1933, ein Anliegen gerade der österreichischen Sozialdemokratie gewesen. Auch an eine gewisse wissenschaftsfreundliche Modernität des nationalen Sozialismus wird Lorenz wie weltweit viele Naturwissenschaftler tatsächlich geglaubt haben. Jedenfalls sicherten ihm seine Studien über die Haus- und Wildgänse schnell einen exzellenten wissenschaftlichen Ruf: Aufsätze wie die schon 1935 im Journal für Ornithologie publizierte Studie *Der Kumpan in der Umwelt des Vogels* oder die 1937 in den *Folia Biotheoretica* erschienene Abhandlung *Über den Begriff der Instinkthandlung* sollten Marksteine der neuen Verhaltensbiologie bilden. Die Gründung des ersten ethologischen Fachorgans, der *Zeitschrift für Tierpsychologie*, mit seinem Kollegen und Förderer Otto Koehler zusammen bewies organisatorische Rührigkeit und sorgte für eine gute Vernetzung in Fachkreisen. So erhielt er 1940 einen Ruf an die philosophische Fakultät der Königsberger Albertina, auf Betreiben unter anderem Otto Koehlers, aber auch Arnold Gehlens, dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl Immanuel Kants er *de jure* nun wurde.

Christian Tilitzki: *Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich*, Berlin 2002.

Stefan Kühl: *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen Bewegung für Eugenik und Rassenhygiene im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York 1997.

Schon ein Jahr später, nach Beginn des deutschen Angriffs auf Stalins Sowjetunion, wurde Konrad Lorenz gezogen und als Heerespsychiater eingesetzt, bis er 1944 an die Ostfront kam und bei Witebsk verwundet für vier Jahre in russische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach seiner Entlassung kehrte er ins heimatliche Altenberg zurück, wo er 1949 sein erstes ethologisches Institut gründete. Bemühungen um eine Professur in Österreich scheiterten, doch nahm Tinbergen von Oxford aus Verbindung auf, während die Max-Planck-Gesellschaft ihm eigens eine Forschungsstelle für Vergleichende Verhaltensforschung im westfälischen Buldern einrichtete. 1953 folgte eine Honorarprofessur an der Universität Münster, 1957 dasselbe in München; ein Jahr später übernahm er mit Erich von Holst

zusammen als dessen Stellvertreter das neue Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie im oberbayerischen Seewiesen, das er schließlich von 1961 an bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1973 leitete.

Wissenschaftshistorisch war eine wesentliche Leistung von Lorenz, daß er die Tierbeobachtungen zeitgenössischer Zoologen weiter- und zusammengeführt hatte. Dabei entwickelte er eine physiologische Instinkttheorie, die es ihm ermöglichte, das Verhalten unterschiedlicher Tierarten zu vergleichen und daraufhin zu befragen, ob und welche Verhaltensweisen auf angeborenen, also vererblichen Dispositionen beruhten. Lorenz übertrug damit einen in der vergleichenden Anatomie geläufigen Zugriff auf den »psychologischen« Bereich. Gegen die seinerzeit dominierende Annahme, die komplexen Verhaltensabläufe der Tiere wären reizgesteuert, also rein reaktiv etwa an Umwelteinflüssen ausgerichtet, kam Lorenz zum Ergebnis, daß es angeborene Verhaltensweisen gab, die dem einzelnen Tier schon vor dem ersten Gebrauch komplett ausgebildet zur Verfügung standen. Solche Verhaltenssequenzen werden nach Lorenz durch spezifische, in der Wahrnehmungsfähigkeit genetisch verankerte Schlüsselreize ausgelöst und über nervöse Schaltungen zu sinnvollen Abläufen mit funktionalem Abschluß koordiniert. Mit diesen Theoremen verband sich sein später gern belächeltes, inzwischen überholtes Denkmodell einer Triebhydraulik, nach dem eine spontan produzierte Triebenergie so lange zunimmt, bis sie durch einen per Schlüsselreiz ausgelösten Handlungsablauf abgebaut wird, sobald eine spezifische Reizschwelle überschritten ist. Lorenz war sich freilich stets des Modellcharakters und der Hypothetik solcher Konzepte bewußt; sein Denkhabitus entsprach ganz dem Pragmatismus des Kindheitsfreundes Popper, für den Hypothesen – sofern fruchtbar – so lange galten, bis sie theoretisch oder empirisch »falsifiziert«, dann aber auch leidenschaftslos preiszugeben waren. Im Vergleich exakter Verhaltensprotokolle verwandter und unterschiedlicher Tierarten wollte Lorenz nun belegen, daß nicht nur körperliche Eigenschaften Ergebnisse stammesgeschichtlicher Prozesse sind, sondern analog auch die angeborenen Verhaltensweisen, die er stets auf ihre Funktion, ihre konkreten evolutionären Anpassungsleistungen befragte.

Dies führte den Biologen schnell zu philosophischen Fragen und zur Auseinandersetzung mit einschlägigen Abschnitten von Kants *Kritik der reinen Vernunft*. Darin hatte er Raum, Zeit und Kausalität als Anschauungs- und Denkweisen gefaßt, die vor aller Erfahrung – a priori – im Menschen gegeben seien und diese allererst ermöglichten. Noch in Königsberg begann Lorenz 1941 mit der Abhandlung über »Kants Lehre vom Apriorischen im Lichte gegenwärtiger Biologie« einen eigenen erkenntnistheoretischen Ansatz zu entwickeln, den er in seinem »Russischen Manuskript« während der Kriegsgefangenschaft fortführte. Ausgangspunkt war wieder die Annahme, daß der stammesgeschichtlich ausgeformten Anatomie und ihren Körperfunktionen bei allen Lebewesen angeborene Dispositionen entsprechen mußten, die individuelle Lernleistungen überhaupt ermöglichten. Demzufolge ist auch das Hirn erst in äonenlanger Wechselwirkung mit den Umgebungen zu jenem komplexesten menschlichen Organ geworden, das die von Kant analysierten Denkprozesse zuließ. Für Lorenz wurde damit der »apriorische Apparat« Kants zu einem per Selektion optimal an die entsprechende Umwelt angepaßten stammesgeschichtlichen »a posteriori«.

1973 veröffentlichte er in dem Buch *Die Rückseite des Spiegels* eine von diesen frühen Überlegungen ausgehende evolutionäre Erkenntnistheorie und philosophische Anthropologie, die sich auch für neuere Ansätze offen zeigte, damit selbst anschluß- und ausbaufähig blieb. In Anlehnung an die Ontologie des heute nur noch Spezialisten bekannten Philosophen Nicolai Hartmann postulierte Konrad Lorenz die »Einheit der realen Welt« als evolutionär entstandenes, in sich geschichtetes System. Die »Schichtenfolge« Hartmanns, der »das Anorganische, das Organische, das Seelische und das Geistige« unterschied, stimme, so die Pointe von Lorenz, »schlicht und einfach mit der Reihenfolge ihrer erdgeschichtlichen Entstehung überein«. Die naturgeschichtlichen Sprünge zwischen diesen Schichten führte Lorenz systemtheoretisch auf Kombinationseffekte zurück, die er als »Fulgurationen«, als blitzartige Neubildungen, bezeichnete: Wenn sich zwei Systeme mit ihren spezifischen Eigenschaften zu einem neuen zusammenschließen, kann dieses plötzlich

Bernhard Irrgang: *Lehrbuch der evolutionären Erkenntnistheorie. Thesen, Konzeptionen und Kritik*, München 2001.

Eigenschaften aufweisen, die sich aus den ursprünglich einzeln gegebenen nicht ableiten lassen, wobei deren Systemeigenschaften unverändert und modifiziert weiterwirken können. So vereint auch der Mensch als komplexes System und Folge diverser Fulgurationen die Eigenschaften der naturgeschichtlich früheren Schichten, im Kognitionsapparat ebenso wie in den stammesgeschichtlich selektierten Verhaltensdispositionen: »Von Natur ein Kulturwesen« (Eibl-Eibesfeldt), ist er der Reflexion und symbolischen Kommunikation, der Selbst- und Fremdsteuerung in höchster Abstraktion fähig, doch west in ihm eben auch das territoriale »Thier Mensch« (Nietzsche), dessen »Aggressionstrieb«, so Lorenz in *Das sogenannte Böse* (1963), ihm einst das Überleben in feindlicher Umwelt sicherte, heute aber unter Zivilisationsbedingungen primär schadet. In seiner Philippika *Die acht Todsünden der Menschheit* (1973) bewertete Konrad Lorenz neuere kulturell erzeugte Effekte wie Überbevölkerung, Umweltschäden, Massenvernichtung von Mensch und Tier, die Zerstörung indigener Kulturen, den drohenden Rückfall hinter die europäische Aufklärung und die Schrumpfung von Leistungseliten generell als negative Folgen einer »positiven Rückkoppelung« evolutionär ursprünglich erfolgreicher Dispositionen. Angesichts dessen forderte er um so dringlicher »eine auf naturwissenschaftlichen Erkenntnissen sich aufbauende Selbsterkenntnis der Kulturmenschheit«. Bereits 1972 hatte er daher als Sprecher einer »Gruppe Ökologie«, der neben anderen sein Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeldt und der bekannte Zoologe Bernhard Grzimek angehörten, ein »Ökologisches Manifest« veröffentlicht, das lokale Fragen mit globalen Zusammenhängen wie der Überbevölkerung verband. So wurde er zu einer – auch aktiven – Symbolfigur der grünen Bewegung in Österreich: Hier darf man von Lorenz tatsächlich als einem Konservativen sprechen, dem es um die Bewahrung unersetzlicher natürlicher und kultureller Bestände ging.

Die Kritik der egalitaristischen Linken wiederum entzündete sich an seiner Überzeugung, daß »auch im sozialen Verhalten des Menschen Instinkthaftes enthalten sei, das durch kulturelle Einwirkungen nicht verändert werden kann«. Zudem hielt er lebenslang daran fest, daß es eine gruppenspezifische Erhaltungs- und Fortpflanzungslogik gebe, das Prinzip der »Arterhaltung«, womit auch altruistische Verhaltensweisen plausibel werden sollten. Fachwissenschaftlich wurde dieser frühe evolutionsbiologische Ansatz schon zu seinen Lebzeiten entkräftet: etwa durch Richard Dawkins *The selfish gene* (1976) und das Konzept der Verwandtenselektion, das auch Altruismus zu erklären vermag.

Obschon sich Lorenz etwa in seiner Kritik an der »Verhaustierung« als zivilisatorischer Dekadenzerscheinung immer korrekt auf die ganze Menschheit als zu erhaltende Art bezog, stellten ihn ehrenamtliche Gedankenpolizisten gern in einschlägige »Kontinuitäten«. Unter Verzicht auf jede historische Diskursanalyse, die ihren Namen verdiente, operiert man dabei gern mit einschlägigem Reizvokabular der Eugenik, das aus Lorenz' frühen Texten exzerpiert und mit Passagen späterer Arbeiten verglichen wird. Eugenische Überlegungen sind zwar durch die moderne Gentechnik unter der Hand längst wieder »Gemeingut« geworden, was aber deswegen kaum skandalisiert wird, weil deren Begriffe längst nicht mehr naiv-martialisch wie einst klingen. Gerade deshalb ist hier darauf hinzuweisen, daß sich Lorenz geistig seinerzeit keineswegs in einem spezifisch nationalsozialistischen Kontext bewegte. Eher stand er in der Tradition sozialdemokratischen Fortschrittsglaubens: Im Kampf gegen »Lumpenproletariat« und »Lumpenbourgeoisie« zielte dieser darauf, zum Heil der Menschheit die Fortpflanzung genetisch Belasteter zu unterbinden – bis hin zur »Unfruchtbarmachung der geistig Minderwertigen«. Nach den USA waren es damals ja gerade die sozialdemokratischen Länder Skandinaviens gewesen, die als erste überhaupt eugenische Gesetze und (Zwangs-)Sterilisation eingeführt und umgesetzt hatten. Die gelegentlichen Versuche, die Humanethologie in historische Sippenhaft zu nehmen, haben damit nach allem also teil an jener von Lorenz benannten siebten »Todsünde«, der Indoktrinierbarkeit; sie offenbaren zudem aber auch die Notwendigkeit, das abgebrochene Projekt der europäischen Aufklärung genau hier, mit der Ethologie und den aus ihr erwachsenen neueren Forschungszweigen der Verhaltensökologie und Soziobiologie, wieder aufzunehmen.

Bibliographie (Auswahl):

Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen, Wien 1949.

So kam der Mensch auf den Hund, Wien 1950.

Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression, Wien 1963.

Der Vogelflug, Pfullingen 1965.

Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit, München 1973.

Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens, München 1973.

Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Gesammelte Abhandlungen (2 Bde), München 1974.

Das Wirkungsgefüge der Natur und das Schicksal des Menschen, hrsg. von Irenäus Eibl-Eibesfeldt, München 1978.

Vergleichende Verhaltensforschung. Grundlagen der Ethologie, Wien/Neu York 1978.

Der Abbau des Menschlichen, München 1983.

Hier bin ich – wo bist Du? Ethologie der Graugans, München/Zürich 1988.

Die Naturwissenschaft vom Menschen. Eine Einführung in die vergleichende Verhaltensforschung. Das Russische Manuskript 1944–1948. Aus dem Nachlaß hrsg. v. Agnes von Cranach, München 1992.

Michael Schwartz: *Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890–1933*, Bonn 1995.

Autoren dieses Heftes

Thomas Bargatzky, 1946, studierte Ethnologie, Soziologie, Philosophie und Altamerikanistik und ist promoviert als Ethnologe. 1988 Habilitation in München. Seit 1990 Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth.
Letzte Buchveröffentlichung:
Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Letzte Buchveröffentlichung:
Gender ohne Ende. Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Letzte Buchveröffentlichung:
Provokation, Schnellroda 2007

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.
Letzte Buchveröffentlichung:
Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Prof. Dr. Adolph Przybyszewski, 1945, Privatier und freier Publizist, lebt in Warschau und Berlin.

Till Röcke, 1981, studiert neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Germanistische Linguistik und Philosophie.

Konrad Roenne, 1979, studierte Linguistik und Bibliothekswissenschaft, Veröffentlichung von Essays und Erzählungen in Zeitschriften und Anthologien. 2003 Merkur-Essaypreis, 2005 Litarena-Literaturpreis, St. Pölten, 2007 Preis der *Sezession*.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Revisionismus und Demokratie, Schnellroda 2008
Churchill, Hitler und der Antisemitismus. Die deutsche Diktatur, ihre politischen Gegner und die europäische Krise der Jahre 1938/39, Berlin 2008

Christian Vollradt, 1973, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, freier Autor.

Andreas Vonderach, 1964, studierte Geschichte, Anthropologie, Geographie und Politikwissenschaft.
Letzte Buchveröffentlichung:
Anthropologie Europas. Völker, Typen und Gene vom Neandertaler bis zur Gegenwart, Graz 2008

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Letzte Buchveröffentlichungen:
Deutsche Zeichen. Symbole des Reiches – Symbole der Nation, Schnellroda 2007
Das konservative Minimum, Schnellroda 2007
Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts, Schnellroda 2006

Verhaltensforschung und Politik

von Karlheinz Weißmann

Wer in den siebziger Jahren ein westdeutsches Gymnasium besuchte, erinnert sich noch an die Schärfe der politischen Diskussionen im Unterricht. Ob Deutsch oder Gemeinschaftskunde, Religion oder Geschichte, es ging immer ums Prinzipielle: die Überlegenheit oder Unterlegenheit der DDR im »Systemvergleich«, Recht oder Unrecht des RAF-Terrors, der »Berufsverbote« für Kommunisten, der militärischen Verteidigung, des Kapitalismus oder des Leistungssports. Man lebte in ideologisch geladener Atmosphäre, und die Auseinandersetzungen wurden mit Vehemenz geführt, weil die Beteiligten überzeugt waren, daß es sich um Existenzfragen handele, eigentlich um die Entscheidung zwischen Gut und Böse. Ein Grund für die Intensität der Meinungskämpfe war auch die Stärke der gegnerischen Lager, der Linken einerseits, die in Folge von 68 Auftrieb erhalten hatte, der Bürgerlichen andererseits, die aus immer noch gefestigten Positionen fochten. Keine der beiden Parteien verließ sich nur auf die Mannstärke, es ging immer auch um argumentative Zurüstung, und damals – im Gegensatz zu heute – glaubten die Bürgerlichen an die Bedeutung von Weltanschauung und daran, einen Vorsprung auf diesem Feld zu haben. Der »Sukkurs aus der Wissenschaft« (Armin Mohler) spielte eine wichtige Rolle, die ätzende Kritik von Soziologen wie Arnold Gehlen, Helmut Schelsky, Helmut Schoeck oder Ernst Topitsch und Staatsrechtlern wie Ernst Forsthoff an den utopischen Erwartungen der Linken etwa, die kaum etwas übrigließ von der Hoffnung auf allgemeine Emanzipation, Selbstbestimmung, freie Liebe und humanitären Sozialismus, samt Landkommunen und selbstverwalteten Industriebetrieben.

Zu den Vorgaben dieses »neokonservativen« Denkens gehörte eine skeptische Anthropologie, die aus der Tradition hinreichend zu begrün-

den war, aber – im Falle Gehlens etwa – auch auf neue Erkenntnisse der Naturwissenschaften zurückgriff. Die boten vor allem im Hinblick auf die Intelligenz- und die Verhaltensforschung Argumente, die die Linke, die sich soviel auf ihre Rationalität und ihre Aufgeklärtheit zugute hielt, in Bedrängnis bringen mußten. In Deutschland hat man zwar die Forschungen des Amerikaners Arthur Jensen zu Leistungs- und IQ-Unterschieden schwarzer und weißer Schulkinder nur zurückhaltend aufgenommen, aber das Buch von Hans J. Eysenck mit dem programmatischen Titel *Die Ungleichheit der Menschen* entwickelte sich zum Bestseller, obwohl oder gerade weil man hier eine radikale Antithese zum neuen Egalitarismus fand. Ähnliches galt für die Arbeiten des Außenseiters Robert Ardrey, der mit seinen allgemeinverständlichen Darstellungen zu den natürlichen Ursachen von Territorialität, Kollektivität und Aggressivität des Menschen ganz entscheidend zur Popularisierung verhaltensbiologischer Erkenntnisse beigetragen hat.

Robert Ardrey: *Der Gesellschaftsvertrag. Das Naturgesetz von der Ungleichheit der Menschen*, zuletzt München 1974.

Die Vorstellung, daß die Menschen wesentlich ungleich sind und wesentlich durch das Unverfügbare – ihr biologisches Erbe – bestimmt werden, mußte einer »rechten« Position nützen. Die Richtung der Rezeption war allerdings nicht von vornherein festgelegt. Als *Der Spiegel* im Dezember 1965 eine Titelausgabe »Verhaltensforschung: Der Mensch und seine Instinkte« brachte, hatte das jedenfalls eher mit dem Geist des Positivismus und der Modernität zu tun, mit dem Bemühen, religiöse Vorbehalte gegenüber dem Tierischen im Menschen abzuschleifen oder der Lächerlichkeit preiszugeben. Im Kern ging es um die Behauptung, daß *homo sapiens* nachhaltig durch instinktive oder instinktartige Verhaltensweisen determiniert sei, daß es insofern keinen qualitativen Unterschied zum Tier gebe und die Vorstellung von einem »Geistwesen«, das sich mit Hilfe seines »freien Willens« von allen naturhaften Bindungen emanzipieren könne, obwohl in der abendländischen Tradition so tief verankert, als abwegig betrachtet werden müsse. Man wies auch auf das Streben der Verhaltensforschung nach einer Synthese hin, die ein neues Menschenbild schaffen und dem Politiker umfassende Systemsteuerung ermöglichen sollte, so daß er »… mit seinen gegnerischen Berufskollegen in gleichsam stillschweigender Übereinkunft diese agile, schwelende und explosive Masse Mensch planmäßig lenkt; der hier ableitet, dort befriedigt, vielleicht sogar kleine Kriege und Revolutionen in Gang setzt oder duldet, um große zu verhindern« (Erich von Holst).

Derartige Gedankenspiele entsprachen dem kybernetischen Zeitgeist der sechziger Jahre und hatten kaum mit konkreter Parteinahme zu tun. Die Politisierung der Verhaltensforschung kam auch nicht auf direktem, sondern auf indirektem Weg zustande, als eine Art Reaktion auf den Wandel der gesellschaftlichen Leitideen. Der Vorgang ist an den Stellungnahmen des Gründervaters der Ethologie, Konrad Lorenz, besonders deutlich ablesbar. Lorenz hatte sich zwar niemals nur an die Fachwelt gewandt, sondern mit Büchern wie *Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen* (1949) und *So kam der Mensch auf den Hund* (1950) und schließlich *Das sogenannte Böse* (1963) ein breites Publikum angesprochen. Aber die meisten seiner Aussagen waren unverfänglich. Das änderte sich drastisch nach Erscheinen seines »Hauptwerks«, das 1973 mit dem Titel *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens* herauskam, und der Veröffentlichung einer scharfen Polemik, die *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit* behandelte.

Lorenz Rede von der »Domestikation« des Menschen wirkte ebenso aufreizend wie seine These, daß die moderne Industriegesellschaft eine »Involution« durchlaufe, das heißt nicht dem Gesetz des »Fortschritts«, sondern dem des »Verfalls«, auch und gerade des genetischen Verfalls, unterliege, da der Mensch ein zivilisatorisches Niveau erreicht habe, das den Druck der Selektion vollständig ausschalte. Als eigentliche Gefahr betrachtete die linke Intelligenz aber die Schaffung eines theoretischen Ansatzes, der als wissenschaftliche Basis der Gegenrevolution dienen konnte. Denn wenn die Grundannahmen der Ethologie zutrafen und akzeptiert wurden, standen alle Paradigmen, die man gerade durchgesetzt hatte, in Frage: die Idee, daß der Mensch als »weißes Blatt« auf die Welt komme, weshalb alle Menschen gleich seien, jedenfalls keine natürliche Verschiedenheit nach Geschlechtern oder Rassen bestehe, die Annahme

einer durchgängigen Vernunftbegabung und allmächtigen Sozialisierung, die im besten Fall zur Schaffung eines »neuen Menschen« in einer neuen, sozialistischen Gesellschaft führen werde, und die These, daß die eigene, die »zweite Aufklärung« einen Monopolanspruch auf Rationalität erheben konnte.

Umgekehrt hoffte die intellektuelle Rechte, daß die »Einsicht in die Invarianten und in die konstitutiven Depravationsgefahren der menschlichen Natur, von der Lorenz' Kultur- und Gesellschaftskritik ausgeht, … die Chance« eröffnete, »ein realistisch-anthropologisches Entfremdungstheorem zu formulieren: Zwischen der Scylla der Sanktionierung eines jeden, beliebigen, politischen, sozialen, kulturellen Status quo unter Berufung auf vorgebliche ›Naturkonstanten‹ … und der Charybdis einer empirisch nicht ausgewiesenen utopistisch-essentialistischen ›Entfremdungs‹-Theorie hindurch, kann aus den anthropologisch-ethologischen Befunden eine Konzeption erarbeitet werden, die sich an historisch realisierten und ontogenetisch realisierbaren optimalen Möglichkeiten der menschlichen Natur orientiert und deren Verlust, Verschüttung, Verfehlung in der Gegenwart als Entfremdung zu erfassen und darzustellen vermag.« (Heinrich Meier)

Heinrich Meier: *Konrad Lorenz*, in: Caspar von Schrenck-Notzing (Hrsg.): *Konservative Köpfe*, München 1978, S. 141-156.

Angesichts dieser Lage war es kein Zufall, daß die Verstrickung von Lorenz in den Nationalsozialismus erst nachträglich gegen ihn und die Verhaltensforschung ins Feld geführt wurde. In erster Linie ging es um die politische Bedeutung der Ethologie, deren »große Popularität« man als das entscheidende Problem betrachtete, die »Wissenschaftsgläubigkeit« der unkritischen Masse im allgemeinen und die Methode des »Tiervergleichs« (Wolfgang Schmidbauer) im besonderen. Diese Frontstellung ergab sich zwangsläufig, weil die herrschenden intellektuellen Moden – der Marxismus, die Psychoanalyse, der Strukturalismus – in dem Punkt zusammenliefen, daß sie die naturhafte Seite des Menschen, eigentlich die Möglichkeit einer Anthropologie überhaupt, bestritten, sofern diese von Invarianten ausgeht. Denn wenn »Anthropologie … daran festhält, gewissermaßen ›ontologisch‹ zu verfahren, nämlich nur das Wiederkehrende, das Immergleiche, das Zugrundeliegende an Mensch und Menschenwerk zum Gegenstand zu machen, wird sie unkritisch und führt am Ende gar zu einer Dogmatik mit politischen Konsequenzen« (Jürgen Habermas), will sagen: politischen Konsequenzen, die der Linken nicht recht sein konnten.

Jürgen Habermas: Art. »Anthropologie«, in: *Fischer Lexikon Philosophie*, Frankfurt a. M. 1958, S. 18-35.

Die Linke hat sich letztlich – trotz der dürftigen und fehlerhaften Begründung ihrer Position – durchgesetzt, was ein kluger Beobachter der Entwicklung, Dieter E. Zimmer, schlicht auf die Attraktivität ihres »sozio-psycho-kulturpolitischen Gemeinverständnisses« zurückführte. Die Einschätzung war umso bemerkenswerter, als sich Zimmer ursprünglich selbst der Linken zurechnete, bevor er als Wissenschaftsjournalist über die »erste Natur« des Menschen zu arbeiten begann. Dabei wurde ihm klar, daß die Vorwürfe gegen die »Biologisten« oder »Nativisten« nicht nur fehlende Sachkenntnis prägte, sondern auch ein kalkuliertes Mißverstehen dahinterstand. Zimmer schrieb zwischen 1978 und 1982 eine Reihe großer »Dossiers« für die *Zeit*, in denen er mit allen Lieblingsvorstellungen der linken Intelligenz abrechnete: der Idee prinzipieller Gleichheit der Geschlechter, der Milieutheorie, der Möglichkeit die Menschheit zu pazifizieren oder sie in einem sozialistischen Weltstaat zusammenzuführen, der Tragfähigkeit der Psychoanalyse oder den Verheißungen antiautoritärer Pädagogik.

Dieter E. Zimmer: *Unsere erste Natur. Die biologischen Ursprünge menschlichen Verhaltens*, zuletzt Frankfurt a. M. 1982.

Bedenkt man den Erscheinungsort der »Dossiers«, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die *Zeit* Zimmer als eine Art Hofnarren betrachtete, der ungestraft Wahrheiten aussprechen durfte, die man ansonsten verbarg oder leugnete. Als er zu Beginn der achtziger Jahre zunehmend unter politischen Druck geriet und der Faschismus-Vorwurf schärfer formuliert wurde, versuchte er noch für eine Weile an der Vorstellung festzuhalten, daß man den Gegner einfach besser informieren müsse. Sollte sich die Linke, so Zimmer in Verteidigung eigener Sache, den neuen Erkenntnissen über die Biologie des Menschen verschließen, werde sie letztlich »ins Abseits geraten. Sie wird einfach nicht mehr realitätsfähig sein.« Daß diese Erwartung trog, hatte mit Zimmers gutem Glauben zu tun, daß die Linke guten Glaubens sei. Es spricht aber mehr für die gegenteilige Annahme oder doch dafür, daß die Linke ihr Selbst-

Irenäus Eibl-Eibesfeldt: *Krieg und Frieden aus der Sicht der Verhaltensforschung*, zuletzt München 1997.

verständnis als »Menschenformer« (Otto Koenig) nicht beschädigen wollte durch die Annahme biologischer Prädispositionen und sich dabei der Unterstützung all jener sicher war, die aus anderen Motiven auf die modernen Sozialtechnologien zur Steuerung der Gesellschaft setzten.

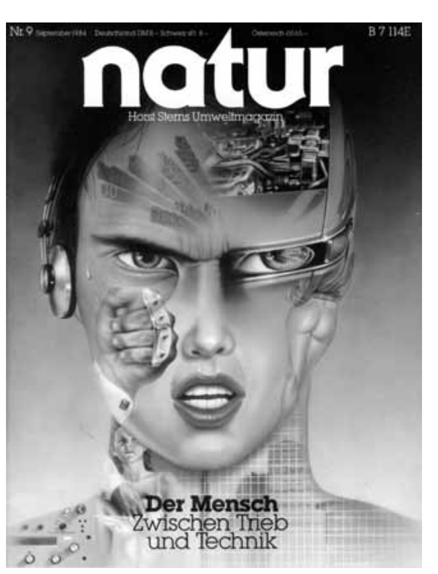
Das erklärt, warum das »Anthropologieverbot« (Odo Marquard) im Laufe der achtziger Jahre etabliert und mit immer neuen Sanktionsdrohungen versehen werden konnte, die bis heute wirken und jede sachgerechte Auseinandersetzung um die Natur des Menschen verhindern. Das erklärt auch, warum der Versuch eines Horst Stern, die Ökologie-Debatte um Argumente aus der Verhaltensforschung zu ergänzen, ohne Resonanz blieb, und warum Eibl-Eibesfeldt im Zusammenhang mit der Diskussion um die »multikulturelle Gesellschaft« noch einmal gehört, aber dann konsequent ignoriert wurde, gerade weil der Hinweis auf die Natürlichkeit von Xenophobie oder die Probleme der »Pferchungsdichte« jede Duldung von Masseneinwanderung als unentschuldbaren Leichtsinn entlarvte. Und das erklärt weiter, warum es in Deutschland keine ernstzunehmende Beschäftigung mit der *bell curve* gegeben hat (die das Ende der Debatte über Erbe oder Umwelteinfluß bei der Intelligenz hätte bedeuten können) und schließlich, warum die Bücher eines Frank Salter (der politische Schlüsselfragen aus ethologischer Sicht analysiert) hier keinen Verlag finden.

Dem widerspricht auf den ersten Blick, daß ein gewisser Naturalismus längst Platz gegriffen hat: Wir haben uns an die Idee gewöhnt, daß unser Erbgut Gesundheit, Lebensdauer und Todesart bestimmt und daß man die Gefahr »genetischer Diskriminierung« im Blick behalten muß, oder daß jede Frau ihre persönliche Biopolitik treiben darf, wenn es um die Abtreibung ihres ungeborenen Kindes geht. Bezugspunkt hat aber stets die Menschheit *in toto* oder der einzelne zu sein, soweit es um die biologische Dimension unserer sozialen Existenz geht, ist ein wirksames Tabu errichtet. Daher auch die Entspanntheit, mit der man hierzulande auf die Soziobiologie reagiert hat, die ohne Zweifel wesentlich naturalistischer argumentiert als die Verhaltensforschung, aber wegen ihrer Fixierung auf die Individuen (»das egoistische Gen«) einerseits und die Spezies andererseits, unter Ausschaltung der Zwischengrößen (»Arterhaltung«) und wegen ihrer neodarwinistischen Tendenz ungefährlich erschien, bestenfalls geeignet, den Kapitalismus zu rechtfertigen, aber ohne problematische, weil konservative Tendenz der Argumentation.

Die ist der Verhaltensforschung inhärent. In einem Interview, das er 1974 Alain de Benoist gegeben hat, nahm Lorenz ausdrücklich und positiv auf die »Weltoffenheit« und notwendige Orientierung des Menschen an der Kultur Bezug. Er konstatierte nicht nur ausdrücklich die Übereinstimmung mit Gehlen (der oft fälschlich als sein Antipode genannt wird), sondern betonte auch die Fragilität der Kultur, die unter dem Druck von Selektionsprozessen wesentlich schlechter standhalte als die naturhaften Größen. Da aber nur die Kultur die »Unsterblichkeit des Geistes« verbürge, müsse man die Gegenwart pessimistisch betrachten, weil die »Neophilie« – die Sucht nach dem Neuen – alles beherrsche: »Damit das genetische Erbe weitergegeben wird, bedarf es einer gewissen Rigidität des Genoms. Gibt es in einer Art zu viele Mutationen, führt das zur Entstehung von Monstren. Gibt es nicht genügend Mutationen, erhält man lebende Fossilien, wie etwa … das Iguanodon. Das ist dasselbe im Fall der Kultur. Wie auf dem Gebiet der Genetik gibt es eine Wechselwirkung zwischen den erhaltenden Faktoren, der Unveränderbarkeit, und den verändernden Faktoren. In jeder Kultur hängt die Lebensfähigkeit vom Gleichgewicht zwischen diesen beiden Arten von Faktoren ab …«







Rezeption der Verhaltensforschung: oben Spiegel-Ausgabe (1965), Mitte Ausgabe von Nouvelle Ecole (1974) und unten Ausgabe von Natur (1984)

»Zwo Welten auf einmal« Auf der Suche nach der menschlichen Natur

von Thomas Bargatzky

Was ist der Mensch? Johann Gottfried Herder hält eine schöne Antwort auf diese Frage bereit: Der Mensch sei der »Mittelring zwischen zwei ineinandergreifenden Systemen der Schöpfung«. Er schließt die Kette der »Erdorganisation als ihr höchstes und letztes Glied«; mit ihm beginnt aber zugleich »die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen«, deren niedrigstes Glied er ist. »Als Tier dienet er der Erde und hangt an ihr als seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich«. Der Mensch »stellet also zwo Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplizität seines Wesens«.

Es ist kein Zufall, daß Herder gerade im Schatten der heraufziehenden Französischen Revolution versuchte, dem zwischen Tier und Engel stehenden Geschöpf einen festen Platz in der Ordnung der Dinge zuzuweisen. In Krisenzeiten hat die Frage nach dem Wesen des Menschen Konjunktur. 1945, im Jahr des Endes der Verheerungen des Zweiten Weltkriegs, veröffentlichte der amerikanische Ethnologe George Peter Murdock einen Aufsatz, in dem er 73 transkulturelle Universalien aufzählt, über die seiner Meinung nach jedwede Kultur verfügt. Man hielt gleichsam nach Fixpunkten Ausschau, an denen das Bild vom Menschen neu justiert werden konnte.

George Peter Murdock: *The Common Denominator of Cultures*, in: Ralph Linton (Hrsg.): *Man in the World Crisis*, New York 1945, S. 123-142.

Heute liegt zwar keine mit dem Zweiten Weltkrieg vergleichbare zivilisatorische Katastrophe hinter uns, aber innerhalb von nur knapp zwanzig Jahren mußten gleich zwei Großideologien Bankrott erklären: zuerst der Marxismus-Leninismus sowjetischer Prägung, dann im Jahre 2008 der »Casino-Kapitalismus« – der »Kapitalismus als Religion«, wie ihn Walter Benjamin fast prophetisch 1921 vorausgesagt hatte. Auch in der Gegenwart ist daher von neuem der Wunsch nach Orientierung zu verspüren. Die Frage nach der menschlichen Natur gewinnt an Aktualität. Welche sozialen und politischen Ordnungen sind dem Menschen gemäß, welche nicht? Plausible Antworten auf diese Grundfragen tun not, gerade

angesichts einer »Zivilreligion« der *political correctness* cum Multikulturalismus und der Radikalemanzipation von der Natur in der Gestalt des *gender mainstreaming*, die sich als ideologisches Korrelat im Gefolge des globalisierten Casino-Kapitalismus ausgebreitet hat und uns tagtäglich in Presse, Rundfunk und Fernsehen gepredigt wird. Erstmals in der Geschichte der Menschheit rückt die Verwirklichung der Horrorvisionen Aldous Huxleys (*Brave New World*) in den Bereich des Machbaren: die Erschaffung des »Neuen Menschen« durch Indoktrinierung und durch Manipulation des Genmaterials.

Die These, dem Menschen komme ein bestimmtes Wesen zu, durchzieht die abendländische Philosophie seit ihren Anfängen in der Antike bis heute. Schon zu den Zeiten der Stoa wurde ihr jedoch widersprochen. Die frühneuzeitlichen Vertragstheoretiker und Empiristen (John Locke, David Hume) gaben dem Widerspruch schließlich sein modernes begriffliches Gewand: Die menschliche Seele sei wie ein unbeschriebenes Blatt (*tabula rasa*), das nur im Nachhinein durch die Erfahrung gleichsam beschrieben werde. Im Streit um behavioristisch-milieutheoretische Positionen wurde die Auseinandersetzung um die Frage nach der Natur des Menschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortgesetzt. Mit der Entdeckung des bedingten Reflexes ergab sich für die Verhaltenswissenschaften die Möglichkeit, nach dem Vorbild der exakten Naturwissenschaften Verhaltensexperimente an Mensch und Tier durchzuführen. Man hoffte, auf diese Weise zu einer Erklärung des menschlichen Verhaltens in seiner Gesamtheit zu gelangen. In den USA entwickelte sich auf dieser Grundlage der Behaviorismus, dessen Vertreter voller Optimismus glaubten, alle Probleme des menschlichen Zusammenlebens durch Erziehung lösen zu können. Diesen Optimismus teilten sie übrigens mit den Ideologen des Sowjetkommunismus.

Dirk Baecker (Hrsg.): *Kapitalismus als Religion*, Berlin 2003.

Schon dieser kurze ideengeschichtliche Überblick macht deutlich, daß die Frage nach der menschlichen Natur, wie alle die menschliche Existenz berührenden Grundfragen, nicht mit empirisch-wissenschaftlichen Mitteln alleine zu lösen ist. Dies zeigte auch die Murdock-Liste, die im Grunde nicht mehr ist als ein Sammelsurium höchst unterschiedlicher Dinge. Sie stellt beispielsweise komplexe Institutionen und Glaubenssysteme (Eigentumsregeln, Arbeitsteilung, »government«, Mythologie, Magie, religiöse Rituale) auf die gleiche Ebene wie das Kochen und das Entwöhnen von Kleinkindern. Nur aus der philosophischen oder ideologischen Spekulation heraus kann man jedoch auch kein wirklichkeitsgerechtes Bild vom Menschen gewinnen, sondern nur ein Zerrbild.

Die Verhaltensforschung (*Ethologie*), um die sich Konrad Lorenz so verdient gemacht hat, die auf Lorenz' Werk aufbauende *Humanethologie* als Erforschung der Biologie des menschlichen Verhaltens, sowie die Ethnologie als kulturvergleichende Wissenschaft halten eine Reihe von Ergebnissen bereit, die uns in der Gesamtschau einen Weg zur Klärung der Frage nach der menschlichen Natur weisen und den dogmatischen Spielarten des behavioristischen Ansatzes widersprechen. Der Mensch ist eben nicht durch erzieherische Einflüsse beliebig formbar. Diese fundamentale Erkenntnis wird in der Gegenwart leider ignoriert, denn wieder einmal sind wir – in der Gestalt der Lehren des *gender mainstreaming* – mit einer totalitären Variante der Doktrin von der grenzenlosen Formbarkeit des Menschen im Sinne vorgegebener ideologischer Ziele konfrontiert. Umso gebotener ist es, uns die Tatsache ins Gedächtnis zu rufen, daß menschliches Verhalten in Teilbereichen eben auch durch stammesgeschichtliche Anpassungen beeinflußt ist.

Die Resultate der entsprechenden ethnologischen und humanethologischen Forschungen ergeben einen Befund, der sich in Form von vier Axiomen dingfest machen läßt:

1. die biotische Einheit aller Menschen,
2. die psychische Einheit aller Menschen,
3. die erkenntnistheoretische Einheit aller Menschen,
4. die Kulturgeprägtheit des menschlichen Verhaltens.

Thomas Bargatzky: *Ethnologie. Eine Einführung in die Wissenschaft von den urproduktiven Gesellschaften*, Hamburg 1997.

Der Mensch ist die einzige Spezies, die auf allen Kontinenten und in allen Klimazonen verbreitet ist. Biologisch gesehen gehören alle Menschen der Jetztzeit der Art *Homo sapiens sapiens* an. Aufgrund der nahen Verwandtschaft von Mensch und Menschenaffen trifft man auf viele ana-

tomische, physiologische und verhaltensmäßige Gemeinsamkeiten. Um nur einige zu nennen: Begrüßungsverhalten (Kuß, Ausstrecken der Hand), Drohmimik (Entblößen der Eckzähne), Territorialität, mimischer Ausdruck von Furcht, Wut, Lachen, Weinen; Rangordnungsverhalten, Rolle der Mutter-Kind-Beziehung, Klammerreflex des Säuglings.

Die Humanethologie erforscht die universellen Grundlagen hinter den zahllosen Varianten menschlichen Verhaltens. Ihre Ergebnisse stützen die These der psychischen Einheit der Menschheit. Wut, Haß, Angst, Ekel, Trauer, Überraschung, Freude, Liebe, Eifersucht, Neid, Scham sind ohne Zweifel menschliche Grundemotionen. Die einzelnen Kulturen unterscheiden sich durch die Art und Weise voneinander, in der sie den Ausdruck und das Ausleben dieser Emotionen erlauben, verbieten und formen. Denn menschliches Verhalten tritt uns niemals in reiner, »kulturfreier« Form gegenüber – es ist stets kulturgeprägt. Um einfache Beispiele zu geben: Trauer ist zwar eine menschliche Grundemotion, aber die Farbe, in der ihr Ausdruck gegeben wird, ist je nach dem kulturellen Milieu Schwarz oder Weiß. Die Territorialität ist des weiteren eine stammesgeschichtlich ererbte Disposition des menschlichen Verhaltens, sie findet aber ihre jeweils spezifische kulturelle Ausprägung erst unter den akuten sozialen, geistigen und wirtschaftlichen Bedingungen. Anglo-protestantische US-Amerikaner und Araber sowie Menschen aus romanischen Ländern haben bekanntlich unterschiedliche Vorstellungen vom richtigen Abstand zwischen Personen, so daß der Amerikaner sich beim Gespräch von seinem Gegenüber immer wieder ein wenig entfernt, worauf der andere stets etwas nachrückt.

Die von der Ethnologie ermittelte und beschriebene große Vielfalt der kulturellen Phänomene unterstreicht ferner, daß das Axiom der erkenntnistheoretischen Einheit der Menschheit eine Grundvoraussetzung vergleichender Kulturforschung ist. Aus diesem Axiom folgt die These von den sich überlappenden Inhalten verschiedener Denk- und Verhaltensmuster: Wären nämlich die Denkmuster in unterschiedlichen Kulturen tatsächlich völlig verschieden voneinander, so könnte man diese Unterschiede nicht einmal artikulieren, geschweige denn in unsere Vorstellungswelt »übersetzen« und erklären.

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: *Die zweite Schöpfung der Welt. Sprache, Erkenntnis, Anthropologie in der Renaissance*, Mainz 1994.

Die Kultur legt die Ziele fest, nach denen die Menschen streben sollen und baut dabei auf biotisch vorgegebenen Verhaltensmustern auf, die sie aber zugleich formt. Alles stammesgeschichtlich Ererbte ist beim Menschen nicht direkt faßbar, sondern kann nur in seiner je spezifischen kulturellen Prägung dingfest gemacht werden. Daher kann der Mensch aus der Sicht der Biologie als physiologisch frühgeborene, unspezialisierte Art von extremer Anpassungsfähigkeit bezeichnet werden, die sich in natürlichen Umwelten unterschiedlichster Ausprägung gleichsam einzuhausen vermag. Als Primat besitzt der Mensch ein stammesgeschichtliches Erbe – mit einem Bein steht er in diesem Sinne im Bereich der Natur. Zugleich lebt er aber in einer »Zweiten Schöpfung«, einer Welt der Symbole, Bedeutungen, Sinnstiftungen, Wertvorstellungen und technisch-materiellen Hilfsmittel. Durch Werte, Normen und Institutionen wird das Handeln ausgelöst und gelenkt; die als Handlungspotentiale vorhandenen Antriebe erhalten somit eine kulturgeprägte Richtung. Dies meint Arnold Gehlen mit seiner trefflichen Formel, der Mensch sei »von Natur Kulturwesen«.

Im Verlauf seiner Einhausung in je besondere natürliche Umwelten entfaltete sich der Mensch als Schöpfer einer »Zweiten Welt« als darstellendes Wesen. Wie andere Primaten ist ja auch der Mensch zur analogen Kommunikation fähig, bringt diese Fähigkeit aber auf spezifisch menschliche Weise darstellend zur Anschauung. Der Mensch ist aber nicht nur zur analogen Kommunikation in der Lage, sondern darüber hinaus auch zur digitalen, also zur logisch-diskursiven Darstellung in Wissenschaft und Philosophie. Diese Gabe macht den Menschen zu einem Wesen, das sich selbst definieren kann, das zur Selbstreflexion und damit zur Selbstdistanzierung fähig ist.

Arnold Gehlen: *Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen* (5. Auflage), Wiesbaden 1986.

Soweit trägt uns der empirische Befund. Einer Antwort auf die Frage nach der Natur des Menschen nähern wir uns jedoch erst durch seine richtige Deutung. Dazu müssen wir auf philosophische Kategorien zurückgreifen, die zwar aus dem Befund nicht ableitbar sind, ihm aber Sinn verleihen. Wie gewinnen wir die angemessenen Kategorien? Wenn wir feststellen, daß in einem bestimmten Gesichtspunkt, der für unser Problem

von fundamentaler Bedeutung ist, zumindest zum Teil eine Konvergenz von ansonsten völlig verschieden gearteten philosophischen Systemen besteht, können wir nicht ganz falsch liegen. In unserem Fall handelt es sich um die Handlungen des Menschen als Ausdruck einer besonderen Fähigkeit, für die es im tierischen Leben kein Gegenstück gibt: das Vermögen der Produktion.

Karl Marx hat das Wesen der Arbeit auf den Punkt gebracht: »Wir unterstellen die Arbeit in einer Form, worin sie dem Menschen ausschließlich angehört. Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war«. An anderer Stelle hat Marx noch deutlicher gemacht, worin die Form der Arbeit besteht, die »dem Menschen ausschließlich angehört« und in der er sich die Natur aneignet. Es ist die Produktion: »Alle Produktion ist Aneignung der Natur von seiten des Individuums innerhalb und vermittelst einer bestimmten Gesellschaftsform«.

Menschliche Arbeit setzt also immer schon Gesellschaft voraus. Aristoteles' berühmte Formel vom Menschen als *zoon politikon*, eines Wesens also, das gleichsam »von Natur aus« auf Gemeinschaft und Gemeinschaftsbildung hin angelegt ist, wird um die wichtige Bestimmung des Produktionsvermögens als Teil der menschlichen Natur erweitert. Lassen wir nun Marx hinter uns und verfolgen die Bedeutung des Wortes »Produktion« bis zu seinen antiken Wurzeln zurück. Dazu begeben wir uns in die Gedankenwelt des evangelischen Philosophen Georg Picht. Eine überraschende Entdeckung steht uns bevor: Das allgemeine Wesen der Darstellung heißt griechisch *poiesis*; das lateinische Wort dafür ist *productio*. Der Mensch ahmt nach, was die *physis* ihm vormacht. »Physis« ist hier mehr als »Natur« im modernen Wortverständnis – die neuzeitliche Naturwissenschaft hat ihren Naturbegriff geradezu als Gegensatz zum griechischen Physis-Begriff entwickelt. Anders als »Natur« steht »Physis« für all das Materielle und Immaterielle, was hervortritt, wächst, sich zeigt und auch wieder vergeht. Der Mensch, als Wesen in der Physis, teilt mit dieser das Schöpferische, das Vermögen der Produktion. Daher kann er in Form, Farbe, Klang, Wort, Schrift, aber auch in seinen sozialen und politischen Verhältnissen hervorbringen, was zuvor nicht vorhanden ist!

Georg Picht: *Kunst und Mythos*, Stuttgart 1986.

Auf der Grundlage von Pichts Darstellung enthüllt sich also die wahre Tragweite des Produktionsbegriffs für unser Verständnis von der Natur des Menschen als eines Wesens in der Physis, das aber dennoch keine Art wie jede andere ist, da es sich als »Kulturwesen von Natur aus« mit Notwendigkeit in einer »Zweiten Schöpfung« aus eigener Kraft bewegt, die aber doch an die Natur zurückgebunden ist. Natur, schreibt der Philosoph Reinhart Maurer, heißt nämlich anthropologisch, daß auch am Menschen nicht alles plastisch, veränderbar, manipulierbar, kurz: machbar ist. Aus diesem Grund ist eine kulturelle Radikalemanzipation aus der Natur »zwar kurzzeitig und partiell möglich, aber auch so nur um den Preis einer Devitalisierung und schließlich des Untergangs, da der irdisch lebendige Menschengeist ... gekoppelt ist an natürliche Lebendigkeit«.

Reinhart Maurer: *Zum Begriff Kultur*, in: Reinhard Löw (Hrsg.): *OIKEIOSIS. Festschrift für Robert Spaemann*, S. 171-187, Weinheim 1987.

Für den Gläubigen ist freilich die Natur auch Gottes Schöpfung. Die Befreiungsidee als Grundnenner der neuzeitlichen Geistigkeit, schreibt Joseph Ratzinger, hat sich heute mit der feministischen Ideologie verschmolzen. Dabei geht es nicht etwa nur um die Befreiung aus gesellschaftlichen Rollenzwängen, sondern letztlich um eine Befreiung von der biologischen Bedingtheit des Menschen. »Dahinter steckt ein Aufruhr des Menschen gegen die Grenzen, die er als biologisches Wesen in sich selber trägt. Es handelt sich letztlich um einen Aufstand gegen unsere Geschöpflichkeit. Der Mensch soll sein eigener Schöpfer sein – eine moderne Neuauflage des uralten Versuchs, selber Gott – wie Gott – zu sein«.

Es bleibt jedem unbenommen, den Menschen an die Natur oder auch an einen Schöpfer hinter ihr rückzubinden. Die Behauptung, es gebe keine menschliche Natur, ist jedenfalls nicht nur sachlich falsch, sie leistet im Prinzip auch der Rechfertigung einer totalitären Fremdbestimmung des Menschen Vorschub.

Herausforderung Soziobiologie

von Andreas Vonderach

Noch zu Lebzeiten von Konrad Lorenz wurde die Verhaltensforschung, wie er sie betrieben hatte, durch eine neue, spektakuläre Theorie herausgefordert, die Soziobiologie. Die grenzt sich bewußt von der klassischen Verhaltensforschung ab und stellt zentrale Annahmen von Konrad Lorenz in Frage.

Die Soziobiologie besteht in der konsequenten Anwendung des Darwinschen Modells der Evolution auf das Sozialverhalten von Tieren und Menschen. Ihre Ursprünge liegen in den sechziger Jahren in Großbritannien und den USA. Den Durchbruch bedeutete das 1975 erschienene Buch *Sociobiology: The New Synthesis*, des an der renommierten Harvard Universität lehrenden Ameisenspezialisten Edward O. Wilson (geb. 1929). Die Soziobiologie hat seitdem weltweit Anerkennung gefunden und sich an zahlreichen Universitäten als Forschungsrichtung mit eigenen Lehrstühlen etabliert, ist aber auch nach wie vor sehr umstritten. Das gilt insbesondere für die Humansoziobiologie, das heißt für die Untersuchung der Frage, inwieweit die Modelle der Soziobiologie auch für die Erklärung des menschlichen Verhaltens herangezogen werden können.

Die Soziobiologie geht von folgenden Grundannahmen aus: 1. Die Angehörigen einer Population pflanzen sich mit unterschiedlich großer Nachkommenschaft fort, 2. die Individuen unterscheiden sich in ihrer genetischen Ausstattung, 3. das Verhalten der Individuen ist zumindest teilweise genetisch beeinflußt, und schließlich 4. die für die Fortpflanzung notwendigen Ressourcen sind nur begrenzt vorhanden. Solche Ressourcen sind zum Beispiel Nahrung, Brutplätze, Geschlechtspartner, elterliche Fürsorge und soziale Unterstützung durch andere. Aus diesen Voraussetzungen resultiert die Konkurrenz unter den Mitgliedern einer Population: Einige Individuen vermögen aufgrund ihrer Eigenschaften die Ressourcen für sich besser zu erschließen und in Fortpflanzungserfolg, im soziobiolo-

Eckart Voland: *Grundriß der Soziobiologie*, zuletzt Heidelberg 2000.

gischen Jargon *Fitneß* genannt, umzusetzen als andere. Das Ergebnis ist, daß Gene, die ihre Träger besser für die Konkurrenz ausgestattet haben, in der Population zunehmen. Dieser Vorgang wird in der Evolutionsbiologie »Anpassung«, und sein Ergebnis »Angepaßtheit« genannt. Unsere heutigen Eigenschaften sind nach dieser Auffassung das Ergebnis von Optimierungsprozessen in der Vergangenheit, in denen sie sich reproduktiv durchsetzen konnten.



Die Macht des Glaubens: Karfreitagsprozession in Spanien, 1965

Das zentrale Paradigma der Soziobiologie ist das von der »Genzentriertheit« der Selektion. Die Selektion setzt zwar am Phänotyp der Individuen an, die eigentliche Ebene der biologischen Anpassungsvorgänge ist aber das Gen, nicht das Individuum und auch nicht die Population oder die Art. Nur in den Genen ist die stammesgeschichtliche Erfahrung generationenübergreifend gespeichert. Allerdings sind die Gene der Soziobiologie weitgehend hypothetisch. Es dürfte sich auch weniger um einzelne DNS-Sequenzen, als vielmehr um das Zusammenspiel mehrerer Gene handeln, die das Verhalten beeinflussen. Diese »Gene« sind die tendenziell unsterblichen »Replikatoren«, die sich unendlich oft reproduzieren können, während die Individuen, also auch wir, nur ihre zeitweiligen Vehikel sind, die den Zweck haben, ein optimales Medium zur Replikation der Gene zu sein. Nicht um das Wohlergehen der Individuen geht es in der Evolution, sondern um das Überleben der Gene.

Das Verhalten von Tieren und Menschen läßt sich nach der Vorstellung der Soziobiologie auf zwei unterschiedlichen Ebenen erklären. Auf der »ultimaten«, letztlich ausschlaggebenden Ebene, ist immer die »Fitneßmaximierung« das Ziel, das heißt das Überleben und die maximale Verbreitung der eigenen Gene. Sie erklärt, wieso ein Verhalten evoluieren konnte beziehungsweise welchen Fitneßvorteil es hatte und gegebenenfalls immer noch hat. Das heißt, das unbewußte Generalziel des tierischen und menschlichen Verhaltens ist immer die Maximierung der Gesamtfitneß. Die andere, »proximate« Ebene, das sind die physiologischen Regelmechanismen, wie die Auslösemechanismen für ein Balzverhalten oder die Hormone, die die Bedürfnisse steuern, etwa nach Nahrung, Zuwendung oder Sex. Beim Menschen gehören zur proximaten Ebene auch die gesellschaftlichen Normen und das kulturelle Milieu, Sozialisationserfahrungen, ökonomischen Interessen und überhaupt alle bewußten Vorstellungen und Handlungsmotive.

Im Mittelpunkt der soziobiologischen Theorie steht das Konzept der Verwandtenselektion. Ausgangspunkt war das Problem des Altruismus. Wie kann man es erklären, wenn zum Beispiel ein Tier durch seinen Warnruf seine Artgenossen vor einem gefährlichen Räuber warnt, wodurch die sich in Sicherheit bringen können, es aber dessen Aufmerksamkeit dadurch auf sich selbst zieht? Die Soziobiologie erklärt solchen phänotypischen Altruismus mit dem Konzept der Verwandtenselektion: Die beinhaltet, daß sich altruistisches Verhalten dann genetisch behaupten kann, wenn der Altruist durch sein Verhalten die Reproduktionschancen seiner Blutsverwandten erhöht. Voraussetzung ist, daß die sogenannte Hamilton-Ungleichung erfüllt ist: $K < r \times N$. Die Kosten (K) für den Altruisten müssen geringer sein als der Nutzen (N), den der oder die Nutznießer des altruistischen Verhaltens haben, gewichtet mit dessen beziehungsweise deren Verwandtschaft zu dem Altruisten.

Der Grad der Verwandtschaft wird durch den Verwandtschaftskoeffizienten (r) ausgedrückt. Der ist ein Maß für die gemeinsamen Gene, die zwei Individuen haben, bezogen auf die Variabilität einer Population (die etwa 99 Prozent der Gene, die alle Menschen gemeinsam haben, interessieren hierfür nicht). Ein Individuum hat zu sich selbst einen Verwandtschaftskoeffizienten von 1 und zwei nicht verwandte Menschen einen von 0. Eltern und Kinder bzw. Geschwister haben die Hälfte ihrer Gene gemeinsam ($r = 0{,}5$), Großeltern und Enkel und Onkel und Neffen 25 Prozent ($r = 0{,}25$) und Großeltern und Urenkel und Vettern 12,5 Prozent ($r = 0{,}125$). So kommt zu der direkten Fortpflanzung eines Individuums

David S. Wilson: *Darwin's Cathedral – Evolution, Religion, and the Nature of Society,* Chicago 2002.

(direkte Fitneß) noch der indirekte Fortpflanzungserfolg durch seine Verwandten (indirekte Fitneß) hinzu. Erst beides zusammen bildet den wirklichen Fortpflanzungserfolg eines Individuums, die »Gesamtfitneß«. Plakativ gesprochen besagt die Hamilton-Ungleichung, daß es sich genetisch »lohnt«, sich selbst zu opfern ($K = 1$), um zum Beispiel drei seiner Kinder ($N = 3 \times 0{,}5$) oder fünf seiner Neffen ($N = 5 \times 0{,}25$) zu retten.

Michael Blume: *Entstehungsgeschichte der Religion – Glauben stärkt Kooperation und Reproduktion*, in: *Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 29 (2008), S. 21-38.

Neben diesem nepotistischen Altruismus gibt es auch noch den Altruismus auf Gegenseitigkeit, den reziproken Altruismus. Bei diesem unterstützen sich nichtverwandte Individuen, wenn sie davon ausgehen können, daß der andere sich bei Gelegenheit erkenntlich zeigen wird. Angeborene Verhaltensmuster sorgen dafür, daß das Verhalten der anderen Gruppenmitglieder beobachtet und »Betrüger« gemieden werden. Allerdings zeigen Untersuchungen, daß auch hierbei die gegenseitige Unterstützung umso wahrscheinlicher ist, je enger Geber und Nehmer miteinander verwandt sind.

Es ist den Soziobiologen mit ihren Modellrechnungen gelungen, Verhaltensweisen zu erklären, denen die klassische Verhaltensforschung mit Unverständnis gegenüberstand. Dazu gehört zum Beispiel die Tötung von Artgenossen, etwa der Kinder von Rivalen oder von Gruppenfremden. Auch der soziale Wettbewerb steht demnach im Dienste der Fitneßmaximierung. Alpha-Tiere und Männchen, die ihre Konkurrenten im Wettkampf besiegen, haben bevorzugten Zugang zu den Weibchen und geben ihre Gene überproportional an die nächste Generation weiter. Dieses Prinzip stellt sicher, daß sich nur die Gene der gesündesten und stärksten Individuen replizieren. Den gleichen Zusammenhang gibt es auch in traditionellen menschlichen Gesellschaften. Untersuchungen zeigen, daß in Jäger-und-Sammler-Gesellschaften und in bäuerlichen Gesellschaften wie in Europa bis ins 19. Jahrhundert der soziale und wirtschaftliche Erfolg positiv mit der Zahl der Nachkommen korreliert war. Auch in unserer modernen Gesellschaft besteht noch ein deutlicher Zusammenhang zwischen sozialökonomischem Status und sexuellem Erfolg, der sich allerdings nicht mehr in Reproduktionserfolg umsetzt.

Die Soziobiologen grenzten sich deutlich von der klassischen Verhaltensforschung, wie sie Konrad Lorenz vertrat, ab. Nicht ganz zu Unrecht warfen sie ihr vor, in einem »naturalistischen Fehlschluß« aus der Natur Werte abzuleiten und dem in der modernen Zivilisation degenerierten Menschen quasi die Tiere als die besseren Menschen vorzuhalten. Der andere Konfliktpunkt war die Frage der Ebene, auf der die Selektion stattfindet. Die Verhaltensforschung hatte die Evolution von gruppendienlichen Verhaltensweisen auf die Idee des Artwohls zurückgeführt. Dies zeige zum Beispiel die Schonung von Gegnern in Kommentkämpfen. Die Tötung von Artgenossen wurde als pathologische Erscheinung gewertet, die unter Domestikationsbedingungen auftrete und in der Natur rasch ausgemerzt würde. Es handelte sich gewissermaßen um ein »naives« Konzept der Gruppenselektion. »Naiv« deshalb, weil man darauf verzichtete, das Funktionieren der Gruppenselektion anhand von mathematischen Modellen nachzuprüfen. Da die Soziobiologen von Anfang an in dem Verdacht standen, eine biologistische und rechte Ideologie zu vertreten, war für sie besonders in Deutschland die Abgrenzung von der als konservativ geltenden Verhaltensforschung ein wichtiges Argument bei der akademischen Etablierung des Faches.

Frank Salter: *Misunderstandings of Kin Selection with Reference to the Immortality of Values and the Delay in Quantifying Ethnic Kinship*,in: *The Mankind Quarterly* 48 (2008), S. 311-344 (mit einem Anhang von Henry Harpending).

So galt das Konzept der Gruppenselektion seit den siebziger Jahren als wissenschaftlich obsolet. In letzter Zeit mehren sich jedoch die Stimmen, die für ein modifiziertes, auf populationsgenetischen Modellen beruhendes Konzept der Gruppenselektion eintreten. An führender Stelle ist hier der amerikanische Evolutionsbiologe David Sloan Wilson (geb. 1949) zu nennen. Flankenschutz erhält er dabei ausgerechnet von dem Gründervater der Soziobiologie, Edward O. Wilson. Tatsächlich gibt es viele Beispiele für gruppendienliches, »ethnozentrisches« Verhalten bei Menschen und Tieren. Allerdings ist es kaum möglich, das Funktionieren eines solchen Verhaltens im Sinne eines genetischen Vorteils für die Gruppenmitglieder mathematisch zu belegen. Danach setzt es extreme Bedingungen, insbesondere sehr hohe *extinction rates*, das heißt die häufige Auslöschung ganzer Gruppen, voraus. Zwar ist offensichtlich, daß Gruppen mit gruppendienlichem Verhalten einen Konkurrenzvorteil gegenüber anderen Gruppen haben. Zugleich sind solche Gruppen aber auch sehr anfällig

für die Zersetzung durch »Trittbrettfahrer«, die sich dadurch einen genetischen Vorteil innerhalb der Gruppe verschaffen, daß sie das altruistische Verhalten nur vortäuschen. David S. Wilson zeigt nun, daß das Konzept der Gruppenselektion vor allem dann funktioniert, wenn es um kulturelle Faktoren ergänzt wird. Einen solchen Faktor sieht er in ethnozentrischen Ideologien, vor allem aber in der Religion. Um den Zustrom von Trittbrettfahrern einzudämmen, ist eine starke soziale Normenkontrolle notwendig. Indem sie einen unsichtbaren »strafenden Beobachter« installiert, gelingt der Religion eine wesentlich effizientere Normendurchsetzung und eine Erhöhung des Kooperationsniveaus innerhalb der Gruppe. Je größer eine Population ist und je geringer die Verwandtschaft ihrer Mitglieder, desto notwendiger ist eine starke Normenkontrolle. Gruppen, denen es gelingt, sich vor der inneren Zersetzung zu schützen, haben einen evolutiven Vorteil vor anderen Gruppen und können sich entsprechend ausbreiten. Die großen monotheistischen Religionen scheinen diesbezüglich effizienter als die polytheistischen Systeme und die Naturreligionen zu sein und haben sich entsprechend erfolgreich ausgebreitet. Bei großen, mehr kulturell als genealogisch definierten Gruppen, kommt demnach zunehmend die Gruppenselektion zum Tragen.

Konrad Lorenz: *Vergleichende Verhaltensforschung. Grundlagen der Ethologie,* Wien 1978.

Übrigens hat auch Konrad Lorenz die Bedeutung der Kultur für die Gruppenselektion schon gesehen. »Wenn man irgend ein ausgesprochen ›altruistisches‹ Verhalten als Beispiel wählt«, heißt es bei ihm, »und sich fragt, warum nicht die Ausfallmutationen, die ein solches Verhalten zweifellos von Zeit zu Zeit treffen müssen, wegen ihres offensichtlichen Selektionsvorteils alsbald in Menge herausgezüchtet würden, findet man keine Antwort. Die Frage, welche Faktoren ein gehäuftes Auftreten sozialer Parasiten verhindern, ist auf der Ebene tierischer Sozietäten noch ziemlich ungelöst. … Auf der Ebene der menschlichen Kultur kennen wir keine einzige ethnische Gruppe, bei der nicht ein … komplexes System von Gesetzen und Tabus jeden sozialen Parasitismus unterdrückt.«



Die Macht der Liebe: Geschwisterpaar

Allerdings ist es schwierig, Gruppenselektion theoretisch von Verwandtenselektion sauber zu trennen. Gruppenselektionistische Modelle können je nach Blickwinkel als Verwandten- oder als Gruppenevolution interpretiert werden. Letztlich sind ja die Mitglieder einer Gruppe meist miteinander verwandt. Wenn nur die Kosten-Nutzen-Relation stimmt, rechnet sich altruistisches Verhalten auch bei der Unterstützung von entfernteren Verwandten. Hinzu kommt, daß unter dem Einfluß der Behauptung, Rassen hätten keine reale genetische Grundlage, die gemeinsame Verwandtschaft innerhalb von ethnischen Gruppen lange Zeit unterschätzt worden ist.

Der amerikanische Genetiker Henry Harpending hat den genetischen Nutzen eines »ethnischen« Altruismus anhand einer erweiterten Hamilton-Ungleichung berechnet. Die Frage ist dabei, wie viele Angehörige des eigenen Volkes durch die altruistische Tat eines Einzelnen vor ihrer Verdrängung durch fremde Siedler bewahrt werden müssen, damit sich sein Opfer für ihn genetisch »lohnt«. Er kam zu dem Ergebnis, daß sich »ethnischer« Altruismus in einem Konflikt zwischen relativ nah verwandten Engländern und Dänen (wie zum Beispiel zur Zeit Knuts des Großen im Mittelalter), erst bei der Rettung von 120 Volksangehörigen lohnt. Dagegen rechnet es sich in einer Auseinandersetzung zwischen Schwarzen und Weißen, etwa im kolonialen Afrika, bereits, wenn nur 2,2 Angehörige der eigenen Gruppe gerettet werden. (Als Maß für die Gruppenunterschiede legte Harpending die genetischen Distanzen aus Cavalli-Sforza, *History and Geography of Human Genes*, zugrunde).

Gruppenkonflikte sind in der Geschichte des Menschen wahrscheinlich eher die Regel als die Ausnahme. So kann es nicht verwundern, daß unser Verhalten auch evolutiv stark von ihnen geprägt wurde. Mit Recht spricht der Soziobiologe Eckart Voland von »unserer in Zwischengruppenkonflikten evoluierten Psyche«. Sie gehört zu unserem genetischen Erbe, mit dem wir in einer gewandelten, modernen Welt zurechtkommen müssen.

Ernst Haeckel – zwischen Darwin und Lorenz

von Erik Lehnert

Am 12. Februar 1809 erblickte Charles Darwin das Licht der Welt. Fünfzig Jahre später, am 24. November 1859, trat er, als die *Entstehung der Arten* erschien, erstmals mit seiner Theorie der Evolution der Lebewesen an die Öffentlichkeit. Ein Doppeljubiläum, das gefeiert werden will und die Verlage und Feuilletons seit geraumer Zeit in hektische Betriebsamkeit versetzt. Das hat seine Berechtigung, denn immerhin haben wir ihm die nachhaltigste »Kränkung der der menschlichen Eigenliebe« (Sigmund Freud) zu verdanken. Seit Darwin, so jedenfalls die populäre Auslegung, sind wir nicht mehr die »Krone der Schöpfung«, sondern haben uns mehr oder weniger zufällig von der einfachsten Form zum komplexen Kulturträger entwickelt. Das schlug vor 150 Jahren wie eine Bombe ein, die Erstauflage war noch vor Erscheinen verkauft und bereits 1860 erschien eine deutsche Übersetzung des Werkes. Damit begann eine Rezeptionsgeschichte, die sich schnell verselbständigte, weil Darwin in Ernst Haeckel einen radikalen Weiterdenker fand, der sich mit den eher behutsamen Schlußfolgerungen des Engländers nichtzufrieden geben wollte und in Deutschland das schuf, was man als eine über die Wissenschaft hinausgehende Weltanschauung bezeichnet: den Darwinismus.

Eine vernünftige Haeckelbiographie gibt es nicht. Eine erste Orientierung bietet immer noch: Johannes Hemleben: *Ernst Haeckel in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Reinbek 1967. Für Frühjahr 2009 ist angekündigt: Uwe Hoßfeld (hrsg.): *abolute Ernst Haeckel*.

Haeckels Werke liegen in einer sechsbändigen Ausgabe vor: *Gemeinverständliche Werke*. Hrsg. von Heinrich Schmidt, Leipzig/Berlin 1924.

Am 19. September 1863 hielt Haeckel auf der Naturforscherversammlung in Stettin einen Vortrag über die »Entwicklungstheorie Darwins« und machte deutlich, um was es sich dabei seiner Meinung nach handelte: um einen Paradigmenwechsel der Wissenschaft. Wenn wir seinem engen Freund der späteren Jahre, Wilhelm Bölsche, glauben dürfen, war damit der Siegeszug der Entwicklungslehre in Deutschland eingeläutet. Denn Haeckel legte nach. Vorträge über die »Entstehung des Menschengeschlechts« und den »Stammbaum des Menschen« folgten, über Dinge also, über die sich Darwin überhaupt noch nicht abschließend geäußert hatte. Die *Generelle Morphologie der Organismen* (1866) war ein Buch für Fachleute, das seine Wirkung deshalb nicht entfalten konnte. Aber

Wilhelm Bölsche: *Aus der Schneegrube*, Dresden 1922.

schon zwei Jahre später gelang Haeckel ein Massenerfolg mit der *Natürlichen Schöpfungsgeschichte*, die auf Vorträge vor gemischtem Publikum zurückging. Bölsche erinnert sich an die Wirkung: »Zu ihrer Lektüre bildeten wir als Gymnasiasten einen Geheimbund mit den rigorosesten Satzungen wie Vehme oder Freimaurer. In der verborgenen Hinterstube einer ziemlich anrüchigen Kölner Bierwirtschaft hielten wir Sitzungen ab, deren Mittelpunkt ›das Buch‹ bildete, mit seinen Embryo- und Monerenbildern, seinen Kühnheiten gegen Himmel und Kirche (wir wurden zwischendurch konfirmiert!), nebenbei tranken wir das erste verbotene Glas Wirtshausbier, was den Reiz der Situation erhöhte. In den Debatten aber steckte eine jugendlich-frische Inbrunst der Anteilnahme an einem jäh eröffneten unendlichen Gedankenreich …«

Abgedruckt in: Rosemarie Nöthlich (Hrsg.): *Ernst Haeckel – Wilhelm Bölsche. Briefwechsel 1887–1919*, Berlin 2002.

Ernst Haeckel feiert in diesem Jahr auch seine Jubiläen, die etwas in Vergessenheit zu geraten drohen: am 16. Februar seinen 175. Geburtstag und am 9. August seinen 90. Todestag. Anfang des Jahres 1909 waren Postkarten im Umlauf, auf denen sowohl des 100. Geburtstags Darwins als auch des 75. Haeckels gedacht wurde.

Daß das heute nicht mehr so ist, hat verschiedene Gründe, die nicht zuletzt in Haeckels Radikalität liegen. Haeckel hatte bereits während seines Medizinstudiums an einer meereszoologischen Exkursion (nach Helgoland) teilgenommen, bevor er 1857 zum Dr. med. promovierte. Da er den Arztberuf als wenig erstrebenswert ansah, begab er sich zunächst auf eine Forschungsreise nach Italien und widmete sich den Radiolarien (Strahlentierchen). Insbesondere seine Meisterschaft in der Zeichnung dieser einzelligen Meereslebewesen begründete seinen Ruf als Naturforscher und brachte ihm nach der Habilitation (in vergleichender Anatomie) auch die außerordentliche Professur in Jena ein, bald darauf die Professor für Zoologie. Er blieb dieser Universität bis zu seinem Austritt aus dem Lehramt 1909 treu. Über all die Jahre hinweg war er auf zahlreichen Auslandsreisen, die ihn bis nach Ceylon führten. Von Jena aus entfaltete er eine rege Vortrags- und Publikationstätigkeit, die ihn im Laufe der Jahre zum umstrittensten Wissenschaftler, aber auch zum erfolgreichsten Sachbuchautor des Kaiserreichs machen sollte.

Haeckel hatte schon früh begonnen, die Entwicklungstheorie Darwins nicht nur als wissenschaftliche Theorie, die es jetzt zu beweisen oder widerlegen gelte, zu behandeln, sondern als Weltanschauung des modernen Menschen. Und das fiel, insbesondere seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland auf sehr fruchtbaren Boden. Die schlimmsten Mißstände der Industrialisierung waren durch die Sozialgesetzgebung gemildert worden, Deutschland prosperierte. Davon profitierte auch die »Arbeiterklasse«, die jetzt Bedarf an geistigen Gütern anmeldete.

Deutscher Gelehrter: Haeckel an seinem Schreibtisch, 1914

Die Gründung von Arbeiterbildungsvereinen, Volksbühnen und ersten Volkshochschulen war die Folge. Hinzu kam, daß es in diesen Schichten (und nicht nur in diesen) eine Ablehnung des Christentums und insbesondere der Kirchen gab, gleichzeitig aber eine »vagierende Religiosität« (Thomas Nipperdey). Diese Konstellation nutzte Haeckel als bekanntester von zahlreichen Verkündern der neuen wissenschaftlichen Weltanschauung. Andere, so der bereits erwähnte Bölsche, verdienten mit Vorträgen vor Arbeitern zeitweise ihren Lebensunterhalt. Auch Haeckel ging oft und gerne auf Vortragsreisen, um für die Sache zu werben. Auf einem dieser Vorträge gab er der Weltanschauung einen Namen, der bald in aller Munde war: Monismus, der das »Band zwischen Religion und Wissenschaft« bilden sollte. Als Haeckel diesen Begriff 1892 für seine Weltanschauung einführte, war er zwar bereits in Gebrauch, doch was darunter zu verstehen sei, war (und blieb) umstritten. Als beispielsweise 1908 ein opulenter zweibändiger Sammelband *Monismus* erschien, unterschied der Herausgeber 16 Arten des Monismus.

Andreas W. Daum: *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert. Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit* 1848–1914, München 1998.

Haeckel machte sich in der Folge daran, dieses Wort mit Inhalt zu füllen, vor allem in seinen, schlau betitelten, Weltbestsellern *Die Welträtsel*

(1899) und *Die Lebenswunder* (1904). Er verstand darunter eine Art metaphysischen Naturalismus, der alle überhaupt vorhandenen Gebilde und Prozesse aus den Kräften der Natur ableitet. Es handelt sich dabei um lupenreinen Materialismus, da alle Eigenständigkeit des Geistigen und die Möglichkeit von Gott als Person geleugnet werden. Den Naturgesetzen ist alles Sein und Werden unterworfen. So ergibt sich für Haeckel eine schlüssige Kausalkette: Wie die anorganischen Erscheinungen seien alle Erscheinungen des organischen Lebens »dem universalen Substanzgesetz« unterworfen. Das Substanzgesetz besagt nach Kant, daß die Quantität der Materie unveränderlich ist. Haeckel geht jedoch weiter: »Wie für alle übrigen Organe unseres menschlichen Körpers, so hat auch für das Gehirn, als das ›Geistesorgan‹, das Biogenetische Grundgesetz unbedingte Geltung.« Das von Haeckel aufgestellte biogenetische Grundgesetz besagt, daß die Entwicklung des Individuums (Ontogenese) eine Stammesgeschichte (Phylogenese) im kleinen ist. Haeckel verfolgte mit der Formulierung eines solchen Gesetzes, das empirisch nicht zu belegen war, ein monistisches Ziel: Organisches Leben sollte sich nicht vom Anorganischen und der Mensch sich nicht vom Tier unterscheiden. Das Bewußtsein sei wie jede andere »Seelentätigkeit« eine Naturerscheinung, die dem »obersten, alles beherrschenden Substanzgesetz unterworfen« sei. Es gebe auch »in diesem Gebiete keine einzige Ausnahme von diesem höchsten kosmologischen Grundgesetze ...«.

Ernst Haeckel: *Die Lebenswunder. Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie* (1904), *Gemeinverständliche Werke*, Bd 4, Leipzig und Berlin 1924.

Ernst Haeckel: *Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie* (1899), *Gemeinverständliche Werke*, Bd 3, Leipzig und Berlin 1924.

Unter Monismus verstand Haeckel daher eine auf diesen Gesetzen basierende »einheitliche naturgemäße Weltanschauung«, verbunden mit der Forderung einer darauf basierenden »vernünftigen Lebensführung«.

Einen weiteren Aufschwung der Kultur könne es nur geben, wenn die »vernünftige monistische Naturerkenntnis« zur allgemeinen Weltanschauung werde. Zu diesem Zweck gründete Haeckel 1906 den Deutschen Monistenbund (DMB), der allerdings, als im Zuge von Weltkrieg und Nachkrieg die harmonische Weltanschauung an Einfluß verlor, in der Bedeutungslosigkeit versank und 1933 schließlich verboten wurde. Doch das Verhältnis des Nationalsozialismus zu Haeckel war ambivalenter als es dadurch scheinen mag. Zu Lebzeiten war Haeckel der sozialdemokratischen Vereinnahmung des Darwinismus entgegengetreten, indem er darauf bestanden hatte, daß die »zunehmende Ungleichheit der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse eine notwendige Folge der Kultur« und die »Selektionstheorie von Darwin« ein »aristokratisches Prinzip« sei. Politisch stand Haeckel rechts, war Mitglied im Alldeutschen Verband und verstand Politik als fortgesetzte Biologie. Sein Eintreten für Erbgesundheit und Euthanasie wurde nach 1933 zwar zur Pionierleistung hochgejubelt, konnte sich aber im Kaiserreich vor allem der Unterstützung durch »fortschrittliche« linke Kreise sicher sein. Mißtrauisch beäugt wurden vom NS auch sein Atheismus und Materialismus. Also wurde er von seinen Anhängern zum Gottsucher und Lebensphilosophen erklärt. Daß Haeckel mit diesen ideologischen Auseinandersetzungen nicht viel gemein hatte, sondern ein Kind des 19. Jahrhunderts war (das am 9. August 1919 starb), wurde dabei übersehen. Um das zu verstehen, genügt es, sich einmal das restaurierte, von Haeckel als ganz im Jugendstil gehaltene Kultstätte der Wissenschaft konzipierte Phyletische Museum in Jena anzuschauen.

Heiko Weber und Olaf Breidbach: *Der Deutsche Monistenbund 1906 bis 1933*, in: Arnher E. Lenz und Volker Mueller (Hrsg.): *Darwin, Haeckel und die Folgen. Monismus in Vergangenheit und Gegenwart*, Neustadt am Rübenberge 2006.

V. Franz: *Haeckel im neuen Deutschland*, in: *Natur und Geist. Monatshefte für Wissenschaft und Lebensgestaltung* 4 (1936).

Unabhängig davon hat sich eine Behauptung Haeckels als ganz besonders folgenreich für die Entwicklung der biologischen Wissenschaften überhaupt erwiesen. Die sogenannte »Evolutionäre Erkenntnistheorie« finden wir nicht erst bei Konrad Lorenz, sondern bereits bei Ernst Haeckel, der diesen Punkt zur Entscheidungsfrage »Kant oder Darwin?« erhebt: »Auch die absolut sicheren Erkenntnisse der Mathematik und Physik, die Kant für synthetische Urteile a priori [vor jeder Erfahrung] erklärt, sind ursprünglich durch die phyletische Entwicklung der Urteilskraft entstanden und auf stetig wiederholte Erfahrungen und darauf gegründete Schlüsse a posteriori zurückzuführen.« Dies bedeutet: Unser Erkenntnisvermögen ist in Anpassung an die Welt entstanden und kann diese demnach erkennen, wenn auch nicht abschließend. 1941 veröffentlichte Lorenz seinen Artikel »Kants Lehre vom Apriorischen im Lichte gegenwärtiger Biologie«, den er in seinem Buch *Die Rückseite des Spiegels* zu einer Evolutionären Erkenntnistheorie ausbaute, dabei aber nicht im Naturalismus steckenblieb, wie das noch bei Haeckel (und auch beim frühen Lorenz) der Fall ist, sondern zu dem Schluß kommt, daß das »geistige Leben des Menschen eine neue Art von Leben« ist.

Bernd-Olaf Küppers: *Nur Wissen kann Wissen beherrschen. Macht und Verantwortung der Wissenschaft*, Köln 2008.

Konrad Lorenz: *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*, München/Zürich 1973.


Nur Latte-Macchiato-Rechte?
lesen und handeln.
BlaueNarzisse.de
www.blauenarzisse.de|Printausgabe des Onlinemagazins
Blaue Narzisse
#10 Dez 2008
Jugend-Kulturzeitschrift
Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
NOCH 31 JAHRE BIS ZUM VOLKSTOD

Toleranz – Die 9. Todsünde der zivilisierten Menschheit

von Götz Kubitschek

1973 veröffentlichte Konrad Lorenz *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, eine kulturkritische, pessimistische Analyse der gesellschaftlichen Verfallserscheinungen und Zivilisationskrankheiten seiner Zeit. Er schrieb diese Analyse entlang der wissenschaftlichen Grundsätze der Ethologie, der von ihm mitbegründeten und ausdifferenzierten Lehre vom Verhalten der Tiere und Menschen. Dieses Verhalten kann in seinem rezenten, also jeweils aktuellen Zustand beobachtet und als die Funktion eines Systems beschrieben werden, »das seine Existenz wie seine besondere Form einem historischen Werdegang verdankt, der sich in der Stammesgeschichte, in der Entwicklung des Individuums und beim Menschen, in der Kulturgeschichte abgespielt hat« (Konrad Lorenz).

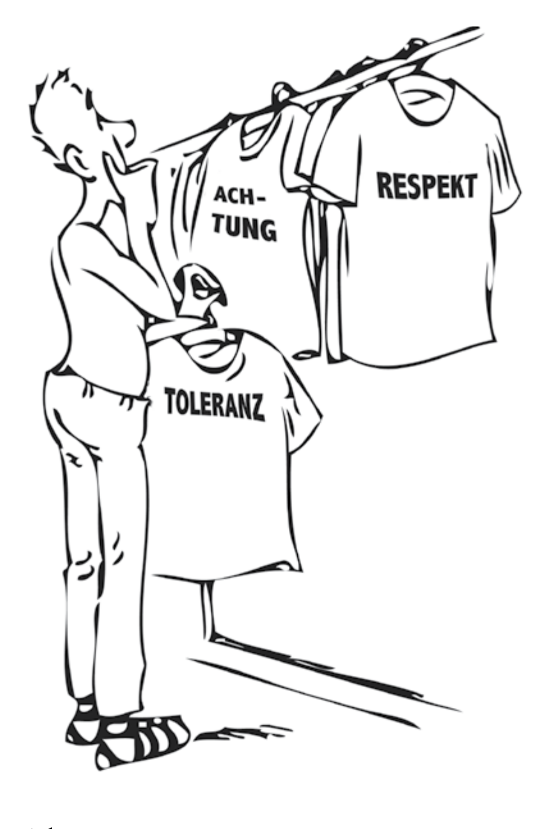
Konrad Lorenz: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit*, zuletzt München 2005.

Als Tondokument: *Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit* (Originalaufnahmen der Vorträge von 1970 auf 3 CDs).

Es steht also die Frage im Raum, warum wir Heutigen uns so oder so verhalten, und Lorenz betont an mehreren Stellen seiner Analyse, daß er erst über die Deformierung menschlichen Verhaltens zu der Frage gelangt sei, welche Notwendigkeit eigentlich hinter dem So-Sein des Menschen stehe: »Wozu dient der Menschheit ihre maßlose Vermehrung, ihre sich bis zum Wahnsinn steigernde Hast des Wettbewerbs, die zunehmende, immer schrecklicher werdende Bewaffnung, die fortschreitende Verweichlichung des verstädterten Menschen usw. usf.? Bei näherer Betrachtung aber zeigt sich, daß so gut wie alle diese Fehlleistungen Störungen ganz bestimmter, ursprünglich sehr wohl einen Arterhaltungswert entwickelnder Verhaltens-Mechanismen sind. Mit anderen Worten, sie sind als pathologisch aufzufassen.«

In acht Kapiteln wirft Lorenz seinen ethologisch geschulten Blick auf anthropologische Konstanten und zeitbedingte Entwicklungen und kommt zu verheerenden Ergebnissen: Rundumversorgung und Massenkonsum, Verweichlichung und Überbevölkerung, Indoktrinierbarkeit und genetischer Verfall – all dies trage dazu bei, aus den Menschen eine degenerierende, leicht manipulierbare Masse zu machen. Vom Wunsch einer

Höherentwicklung und Veredelung menschlicher Möglichkeiten bleibt nicht viel übrig.



»Maßlos«, »Wahnsinn«, »Fehlleistungen«, »pathologisch«: Man hat Lorenz die Verwendung solcher Vokabeln vorgeworfen und beanstandet, er werte bereits durch seine Wortwahl den Gegenstand, den er doch zunächst bloß zu beobachten habe. Der Vorwurf stimmt: Lorenz weist sich mit seinen *Todsünden* als konservativer Kulturkritiker aus, der dem Menschen als Masse nicht viel abgewinnen kann und aufgrund seiner Alltags- und Fallstudien einen Niedergang aus einstiger Höhe konstatieren muß. Was aber ist an der Beschreibung von Lorenz anders als an den vielen Kritiken und Analysen, die bis heute das konservative Feuilleton füllen?

Lorenz hat als Naturwissenschaftler harte Fakten zur Hand, mit denen er seine Beobachtungen und Ableitungen stützt. Er geht als Ethologe von Dispositionen aus, die den Menschen wie ein Korsett umklammern. Seinen Genen, seinen Antrieben, Reflexen und phylogenetischen Dispositionen kann er nicht entfliehen, er ist in Zwangsläufigkeiten eingesperrt wie in einen Käfig. Auf Seite 56 in diesem Heft ist das unter dem Begriff »Verhausschweinung« einmal polemisch durchdekliniert: *Die acht Todsünden* sind voll von weiteren Beispielen. Wenn Lorenz etwa die dem Menschen typische Erhöhung der ökonomischen Umlaufgeschwindigkeit und die daraus resultierende Rastlosigkeit in Konsum und Bedarfsbefriedigung als »Wettlauf mit sich selbst« bezeichnet, stellt er als Erklärungsmodell das Prinzip des Regelkreises daneben und zeigt, warum lawinenartige Prozesse aufgrund ausschließlich positiver Rückkoppelung ins Verheerende und letztlich ins Verderben führen. Dasselbe gilt auch für die Überbevölkerung, die Lorenz als die zentrale Todsünde an den Anfang stellt und von der her er die meisten anderen Fehlentwicklungen ableitet, etwa auch »Das Abreißen der Traditionen«: Lorenz beschreibt, wie gefährlich es für die Entwicklung eines Kindes ist, wenn es bei seinen Eltern und in seiner nahen Umgebung vergebens nach rangordnungsmäßiger Überlegenheit sucht und in seinem Streben und seiner Entwicklung ohne (verehrungswürdiges) Ziel bleiben muß. Lorenz macht das Verschwinden unmittelbar einleuchtender Hierarchien zum einen an der modernen Arbeitswelt fest: Die Austauschbarkeit von Mutter und Vater am Schreibtisch ist ein revolutionärer Vorgang der letzten zwei Generationen. Der andere Grund liegt in der Übertragung einer Gleichheitslehre vom Menschen auf möglichst alle Lebensbereiche: »Es ist eines der größten Verbrechen der pseudodemokratischen Doktrin, das Bestehen einer natürlichen Rangordnung zwischen zwei Menschen als frustrierendes Hindernis für alle wärmeren Gefühle zu erklären: ohne sie gibt es nicht einmal die natürlichste Form von Menschenliebe, die normalerweise die Mitglieder einer Familie miteinander verbindet.«

Während nun das *gender mainstreaming* – das Lorenz noch nicht so nennen konnte – Orgien der Gleichheit zelebriert, Mann und Frau also weiterhin auf Ununterscheidbarkeit getrimmt werden, scheint es mit der pseudo-demokratischen Doktrin nicht mehr überall so aussichtslos gut zu stehen, wie Lorenz es noch vermuten mußte. Wenn sich ihr Zeitalter in der großen Politik seinem Ende zuzuneigen scheint, hat man doch bis in den Kindergarten hinein die Durchsetzung des Abstimmungsprinzips bei gleicher Stimmgewichtung von Erwachsenem und Kleinkind festzustellen. Dies alles scheint einem Abbau der Notwendigkeit einer Entscheidung zu folgen: Wenn die Zeit keine in ihrer Besonderheit wirksam herausmodellierten Männer und Frauen, sondern vor allem in ihrem Einheitsgeschmack und ihrer Funktionstüchtigkeit herausmodellierte Verbraucher erfordert, verhält sich die zivilisierte Menschheit wohl so, wie sie sich derzeit verhält. Und wenn es nichts ausmacht, ob die Fähigen (etwa: die Erzieher) oder alle (etwa: die Kleinkinder) mitentscheiden, dann hat man tatsächlich alle Zeit der Welt und kann die Konsequenzen von Fehlentschei-

dungen immer wieder ausbügeln – und die beim Ausbügeln neu entstandenen Falten wiederum, und so weiter.

An Beispielen wie dem vom Verlust der Rangordnung und am Hinweis auf eine pseudo-demokratische Doktrin hat sich die Kritik festgebissen. Neben vielen Reflexen gibt es bedenkenswerte Einwürfe, etwa den von Friedrich Wilhelm Korff, der eine Neuausgabe der *Todsünden* mit einem Nachwort versah. Er schreibt mit viel Sympathie über Lorenz' provozierendes Buch und weist den Leser auf eine seltsame Unstimmigkeit, ein Pendeln zwischen zwei Ebenen hin. Auf der einen Seite nämlich lasse die aus dem unerbittlichen stammesgeschichtlichen Verlauf herrührende Fehlentwicklung der zivilisierten Menschheit keinerlei Raum für Hoffnung: Etwas, das qua Gen oder Arterhaltungstrieb so und nicht anders ablaufen könne, sei nicht aufzuhalten und nicht korrigierbar. Auf der anderen Seite finde sich Lorenz eben nicht mit der Rolle des kühl diagnostizierenden Wissenschaftlers ab, sondern gerate ins Predigen und formuliere pro Kapitel mindestens einen Aufruf, aus der Kausalkette der zwangsläufigen Entwicklung auszusteigen. Lorenz selbst hat diese Verwischung der Kategorien »Wissenschaft« und »Predigt« in einem »Optimistischen Vorwort« für spätere Ausgaben aufzufangen versucht, indem er etwa auf die Breitenwirkung der Ökologie-Bewegung hinwies, von der bei Verfassen seiner Schrift noch nicht viel zu bemerken war. Im Grund aber bleiben die *Todsünden* bis heute ein starkes Stück konservativer Kulturkritik.

Friedrich Wilhelm Korff: *Zustimmung und Bedenken* (Nachwort zur Ausgabe in der Reihe *Klassiker des modernen Denkens*, Gütersloh 2000).

Was also versuchte Konrad Lorenz mit seinem Buch? Er versuchte auf den permanenten Ernstfall hinzuweisen, den der »Abbau des Menschlichen« (auch ein Buchtitel von Lorenz) verursacht: Das Erlahmen der Abwehrbereitschaft ist der Ernstfall an sich, und der Beweis, daß es längst ernst war, wird durch den tatsächlich von außen eintretenden Ernstfall nur noch erbracht: Kluge Prognosen konnten ihn lange vorher schon absehen.

Konrad Lorenz: *Der Abbau des Menschlichen*, zuletzt München 1995.

Es gibt kaum ein besseres Beispiel für dieses Erlahmen der Abwehrbereitschaft als die Umdeutung des Wortes »Toleranz«. Die heutige Form der Toleranz ist die 9. Todsünde der zivilisierten Menschheit. Ob sie in der Notwendigkeit ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung liegt, vermag nur ein Ethologe zu sagen. Festzustehen scheint, daß ihr trotz vielstimmiger Warnrufe und glasklarer Fakten nicht beizukommen ist. Vielleicht ist diese weiche, pathologische Form der Toleranz tatsächlich ein wichtiger Indikator für einen an das Ende seiner Kraft gelangten Lebensentwurf, hier also: den europäischen.

Toleranz ist nämlich zunächst ganz und gar nichts Schwaches, sondern die lässige Geste eines Starken gegenüber einem Schwachen. Während ich hier sitze und vermessen den acht Todsünden von Lorenz eine neunte aufsattle, toleriere ich, daß eine meiner Töchter im Zimmer über mir trotz angeordneter Bettruhe vermutlich einen Tanz einstudiert. Von Toleranz diesen rhythmischen Erschütterungen gegenüber kann ich nur sprechen, weil ich a) einen klaren Begriff von angemessenem Verhalten in mir trage und die Störung als Abweichung von dieser Norm erkenne, b) in der Lage wäre, diese Abweichung nicht zu tolerieren, sondern sie zu beenden, c) sie tatsächlich im Verlauf meines Vater-Seins schon unzählige Male nicht toleriert habe.

Zur Verdeutlichung hilft es, mit allen drei Kriterien ein wenig zu spielen: Wer a) nicht hat, also Angemessenheit und Norm nicht kennt, muß nicht tolerant sein: Er wird jede Entwicklung hinnehmen und sich einpassen oder verschwinden, wenn es gar nicht mehr geht; wer b) nicht kann, der empfundenen Störung und Beeinträchtigung also hilflos gegenübersteht, kann keine Toleranz mehr üben: Er kann bitten und betteln und sich die Haare raufen oder über das Argument und die Mitleidsschiene den anderen zur Rücksichtnahme bewegen. Das Kräfteverhältnis hat sich jedoch verschoben, und wenn der Störer keine Rücksicht nehmen will, bleibt dem Schwächeren nur übrig, sich mit seiner Unterlegenheit abzufinden. Und c)? Toleranz kann kein Dauerzustand sein. Wer den Regelverstoß dauerhaft toleriert, setzt eine neue Regel, weitet die Grenze des Möglichen aus, akzeptiert eine Verschiebung der Norm. Zur Toleranz gehört der Beweis der Intoleranz wie zur Definition des Guten das Böse.

Toleranz ist also eine Haltung der Stärke, niemals eine, die aus einer Position der Schwäche heraus eingenommen werden kann. Wer schwach ist, kann nicht tolerant sein; wer den Mut zur eigentlich notwendigen Gegenwehr nicht aufbringt, kann seine Haltung nicht als Toleranz beschrei-

ben, sondern muß von Feigheit, Rückzug und Niederlage sprechen: Er gibt Terrain auf – geistiges, geographisches, institutionelles Terrain. Es kann – das versteht sich von selbst – ab einem bestimmten Zeitpunkt sinnvoll sein, sich zurückzuziehen und neue Grenzen der Toleranz zu ziehen. Solche Korrekturen und Anpassungen an den Lauf der Dinge hat es immer gegeben, und starre Gebilde haben die Neigung zu zersplittern, wenn der Druck zu groß wird. Aber eine Neuordnung in diesem Sinn ist ein Beweis für Lebendigkeit und nicht einer für Schwäche und das oben beschriebene Erlahmen der Abwehrbereitschaft.

Auch der *Spiegel*-Kolumnist und Wortführer einer »Achse des Guten« (www.achgut.de), Henryk M. Broder, hält Toleranz für ein gefährliches, weil sprachverwirrendes Wort. In seinem jüngsten Buch übt er die *Kritik der reinen Toleranz* und schreibt gleich im Vorwort Sätze, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übriglassen: »In einer Gesellschaft, in der ein Regierender Bürgermeister die Teilnehmer einer SM-Fete persönlich in der Stadt willkommen heißt; in einer Gesellschaft, in der ein rechtskräftig verurteilter Kindesmörder Prozeßkostenbeihilfe bekommt, um einen Prozeß gegen die Bundesrepublik führen zu können, weil er noch nach Jahren darunter leidet, daß ihm bei einer Vernehmung Ohrfeigen angedroht wurden; in einer Gesellschaft, in der jeder frei darüber entscheiden kann, ob er seine Ferien im Club Med oder in einem Ausbildungscamp für Terroristen verbringen möchte, in einer solchen Gesellschaft kann von einem Mangel an Toleranz keine Rede sein. Dermaßen praktiziert, ist Toleranz die Anleitung zum Selbstmord. Und Intoleranz ist eine Tugend, die mit Nachdruck vertreten werden muß.«

Henryk M. Broder: *Kritik der reinen Toleranz*, Berlin 2008.

Das sind klare Worte, die außerdem Broders Montagetechnik veranschaulichen. Sein Buch ist theoretisch schwach und lebt von Fundstükken aus Presse und Internet – mal ausführlich beleuchtet, mal bloß aneinandergereiht. Jeder Schnipsel belegt den bestürzenden Zustand der Verteidigungsbereitschaft selbst der banalsten Werte unseres Volkes, unserer Nation, unseres kulturellen Großraums. Nicht ohne Grund stellt unsere Zeitschrift ihre Begriffsdefinitionen auf der letzten Seite unter ein Motto von Konfuzius: »Zuerst verwirren sich die Worte, dann verwirren sich die Begriffe und zuletzt verwirren sich die Sachen.« Broders *Kritik der reinen Toleranz* kann als Sammlung gefährlicher Wort- und Begriffsverwirrungen gelesen werden, etwa wenn er neben die Toleranz ein anderes ruiniertes Wort stellt: Zivilcourage. Jeder will ja diese Eigenschaft besitzen, will im entscheidenden Moment »Sophie Scholl« sein (jedoch ohne Fallbeil). Leute wie Wolfgang Thierse aber haben das Wort Zivilcourage bis auf weiteres kaputtgemacht, indem sie während eines Massenauflaufs gegen »Rechts« jedem Teilnehmer Zivilcourage attestierten. Neben einhunderttausend anderen Leuten zu stehen und eine Kerze zu halten, ist jedoch kein Beweis für Mut, es ist allenfalls ein Vorsatz, beim nächsten beobachteten Glatzen-Angriff auf einen schwarzen Mitbürger intolerant zu reagieren. »Toleranz ist gefühlte Zivilcourage, die man nicht unter Beweis stellen muß«, schreibt Broder etwas verwirrend, aber er meint das Richtige, nämliche dasselbe wie Armin Mohler, der stets und vehement davon abriet, Leute schon für ihre guten Vorsätze zu prämieren.

Armin Mohler: *Liberalenbeschimpfung*, zuletzt Essen 1992.

Das Gebot der Stunde ist also die Intoleranz, oder besser: das Lehren und das Erlernen der Intoleranz dort, wo das Eigene in seiner Substanz bedroht ist. Hier können wir ein seltsames Phänomen beobachten: den Sieg der Erfahrung über die Theorie. »So ist es nicht der klassische Spießer, der überall sein fürchterliches Gesicht zeigt, sondern der chronisch tolerante Bildungsbürger, der für jede Untat so lange Verständnis äußert, wie sie nicht unmittelbar vor seiner Haustür passiert« (wiederum Broder). Dann aber! Dann aber! Dann kann man nur hoffen, daß aus Erfahrung klug wurde, wessen Vorstellungsvermögen nicht hinreichte, die Lage des Ganzen (etwa: der Nation) zu seiner eigenen Sache zu machen.

Broders Buch, Ulfkottes neue Schrift oder die *Zurüstung zum Bürgerkrieg* von Thorsten Hinz: Die Beispiele für die verheerende Auswirkung der reinen Toleranz auf die Verteidigungsbereitschaft und -fähigkeit auch nur unserer eigenen Nation sind längst gesammelt und können gelesen und ausgewertet werden. Aber die Flucht in die 9. Todsünde, die Toleranz, scheint zu süß zu sein, und sie ist wohl angemessen für den Teil der Welt, der »schon Hemmungen hat, sich selbst ›zivilisiert‹ zu nennen, um die anderen nicht zu kränken« (ein letztes Mal: Broder).

Udo Ulfkotte: *SOS Abendland. Die schleichende Islamisierung Europas*, Rottenburg 2008.

Thorsten Hinz: *Zurüstung zum Bürgerkrieg*, Schnellroda 2008.

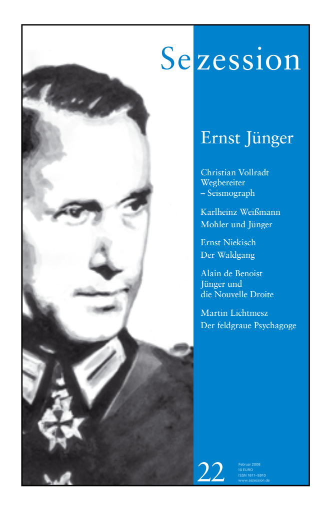
Verdammte dieser Erde – zur Problematik des Tierrechts

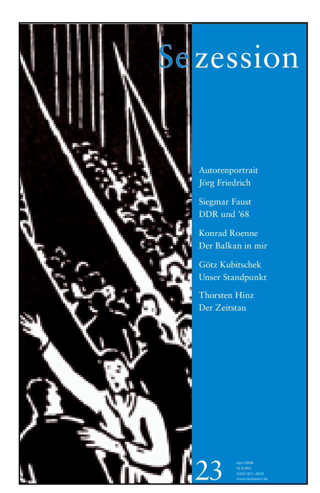
von Konrad Roenne

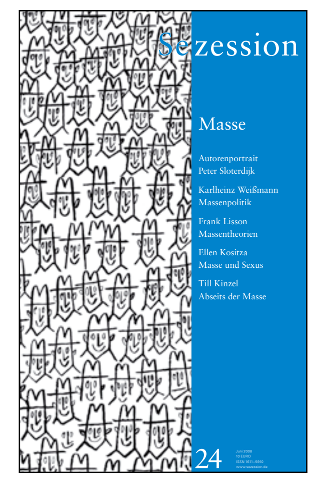
An der Liebe zum Tier kann man sich erwärmen. Mit ihr ist aber nichts getan – Milliarden von Tieren befinden sich in der Gewalt von Menschen, führen ein Leben unter Umständen und in einer Umgebung, welche die Dantesche Hölle locker in den Schatten stellen. Der australische Moralphilosoph Peter Singer diagnostizierte in seinem 1975 erschienenen Buch *Animal Liberation* eine der Ausbeutung und Vernutzung zugrundeliegende Diskriminierung der Tiere durch den Menschen, aufgrund der Spezieszugehörigkeit, den »Speziesismus«, und verglich dies mit Rassismus und Sexismus. Der Skandal war ihm sicher. Sein von Aufklärung und Utilitarismus geprägter Ansatz – daß Tiere in unsere ethischen Überlegungen eingeschlossen werden müssen, da sie wie wir zu Lust und Unlust fähig sind und ihre Befreiung daher einen moralischen Fortschritt darstellt – ist bis heute einer der wichtigsten in der sogenannten Tierethik. Ähnlich argumentiert der Amerikaner Tom Regan: Bestimmte Tiere besäßen einen Wert an sich, sollten also auch Rechte genießen, da sie autonome Wesen mit auf die Zukunft zielenden Wünschen seien. Beide Autoren werden in den öffentlichen Debatten in Deutschland, wenn es um die problematische Behandlung und die Bewertung von Tieren geht, noch immer relativ selten genannt. Selbst in einer gehobenen Sachbuchpublikation wie der von Markus Wild (*Tierphilosophie zur Einführung*, Hamburg: Junius Verlag 2008. 232 S., 14.90 €) sind Singer und Regan in nur wenigen Absätzen vertreten – Derrida und Heidegger scheinen für Tiere mehr zu bieten zu haben. In vielen Redaktionen und Studierzimmern ist der Begriff »Tierrechte« nicht angekommen. Es wird hartnäckig von Tier*schutz* gesprochen, was einen an aufopferungsvolle Rentnerinnen denken läßt, die für dringend benötigte Tierheime werbend durch die Straßen ziehen. Tierliebe ist bei uns durchaus gut beleumundet, Tierrechte sind es nicht – ebenso das ernsthafte und konsequente Nachdenken über das Mensch-Tier-Verhältnis. Bei Singer und Regan beinhaltet es politische Konsequenzen, gar juristische, denen man lieber aus dem Weg geht. Auch auf seiten der extremen und neueren Linken haben die dort zum Großteil angesiedelten Tierrechtler und veganen (also unter Verzicht auf jegliche tierische Produkte lebenden) Aktivisten einen schlechten Stand: Regelmäßig wird ihnen ein latenter »Faschismus« unterstellt. Erschwerend hinzu kommt z. B. Peter Singers Nähe zum Gedanken der Euthanasie. Seine hiesigen Veranstaltungen wurden massiv gestört. Seitdem meidet er Deutschland – ein Land, das einmal, neben England und den USA, das fortschrittlichste Land in Sachen Tierethik war. Diskussionen um Tierversuche wurden hitzig geführt, der Vegetarismus war, vor allem durch die Lebensreformbewegung, in weite Teile der deutschen Gesellschaft vorgedrungen. Und Deutschland besaß für kurze Zeit das fortschrittlichste Tierschutzgesetz, am 24. November 1933 vom gleichgeschalteten Reichstag verabschiedet. Dieser problematischen Konstellation widmet Daniel Heintz eine interessante Studie (*Tierschutz im Dritten Reich*, Müllheim: Wâra Verlag 2008. 317 S., 19.95 €), die sich erstmals in dieser Breite mit dem Thema beschäftigt – vielleicht weniger kritisch als das heute, wo die damalige Nähe von Nationalsozialismus und Tierschutz als Totschlagargument taugt, sonst der Fall sein dürfte. Bekannt ist, daß Hitler die Tiere am Herzen lagen, auch wenn das mancher als obszön empfinden mag. Treibende Kraft auf höchster Ebene für die Sache des Tierschutzes war Hermann Göring. Dabei ging es bei dem von ihm vorangetriebenen »Reichstierschutzgesetz« nicht allein um ein Verbot des Schächtens und um eine verstärkte Ausgrenzung der Juden. Das Gesetz schützte »erstmals und laut amtlicher Begründung gewollt das Tier nur um seiner selbst Willen … und nicht aus auf Menschen bezogenen sittlichen Gründen«. Doch gerade die starke Einschränkung von Tierversuchen durch das Gesetz wurde bald zurückgenommen. Man befürchtete internationale Nachteile beim Wettlauf um den wissenschaftlich-technischen Fortschritt.

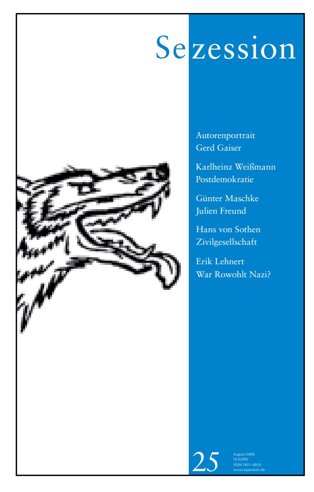
Um die ethische und wissenschaftliche Bewertung von Tierversuchen ging es auch im No-

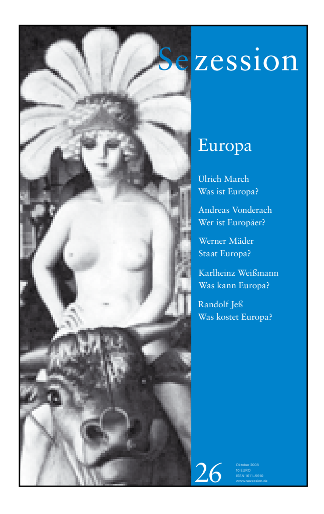
Sezession

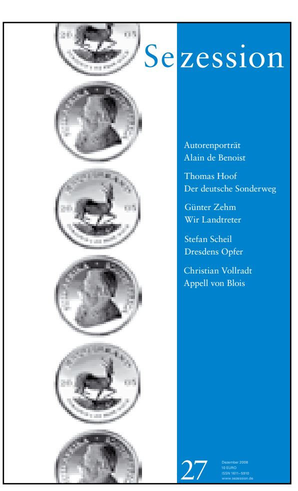












Register 2008

22–27

Inhalt

Grundlagen

Kurzbeiträge

Autor	Titel	Heft	Seite
Kositza, Ellen	Männersachen: Stehpinkler und demoralisierter Patriarchalismus	27/2008	38–39
Kubitschek, Götz	Masse und ökologische Frage	24/2008	42–43
Lehnert, Erik	Wer war der Kaiser?	27/2008	32–33
Mann, Wiggo	Brodkorbs Dilemma	25/2008	30–31
Maschke, Günter	Erinnerung an Julien Freund	25/2008	32–33
Roenne, Konrad	Der gemeinste Céline der Welt	25/2008	36–37
Scheil, Stefan	Zur Moral des Bombenkrieges	27/2008	34–35
Schikora, Daniel Leon	Robert Redeker und die islamophile Linke	23/2008	38–39
Schikora/Milojevic	Kosovo – eine islamische Parallelgesellschaft wird zum »Staat«	23/2008	34–35
Uhrhammer, Torsten	Strauß und die Konservativen – Überlegungen aus Anlaß seines 20. Todestages	27/2008	30–31
Voelkel, Martin	Deutsche Geschichte, diffus	25/2008	34–35
Vollradt, Christian	Appell von Blois	27/2008	36–37
Vollradt, Christian	Ein Flügel – Landtagswahl in Niedersachsen	23/2008	42–43
Weißmann, Karlheinz	Europa, relativ	26/2008	28–29
Weißmann, Karlheinz	Freie Heroengemeinschaft	22/2008	44–45
Weißmann, Karlheinz	Neues von Carl Schmitt	25/2008	38–39
Wilhelms, Jan	Rußland besucht seine Geliebte – Stimmen zum Georgien-Konflikt 2008	26/2008	32–33
Wolfschlag, Claus-M.	Schwarze Utopien – Masse, Menge und Meute im Film	24/2008	44–45
Zirner, Kai	Mehr als ein »guter Europäer«	26/2008	30–31

Begriffe

Autor	Titel	Heft	Seite
Kositza, Ellen	Perspektive	27/2008	56
Kositza, Ellen	Standpunkt	27/2008	56
Kubitschek, Götz	Konservativ-Subversive Aktion	25/2008	56
Kubitschek, Götz	Lage	22/2008	60
Lehnert, Erik	Abenteuer	22/2008	60
Lehnert, Erik	Bild und Masse	24/2008	60
Mann, Wiggo	Metapolitik	25/2008	56
Pfuscher, Jonas	Geschichtsklittertortelette	23/2008	56
Pfuscher, Jonas	Integration Süß-Sauer	23/2008	56
Pfuscher, Jonas	Mügelner Krautsalat	23/2008	56
Sezession	Führungswechsel	26/2008	56

Blick nach Innen

Autor	Titel	Heft	Seite
Hinz, Thorsten	Klausur in der Waffenkammer	22/2008	54–55
Hinz, Thorsten	Der Zeitstau	23/2008	50–51
Hinz, Thorsten	Schweigt die Mehrheit?	24/2008	54–55
Hinz, Thorsten	Nicht böse, nur schwach	25/2008	50–51
Hinz, Thorsten	Zweierlei Fußnoten	26/2008	50–51
Hinz, Thorsten	Soldat oder Staatsbürger	27/2008	50–51

Blick nach Außen

Autor	Titel	Heft	Seite
Schüßlburner, Josef	Afrikas Mangel an Patriotismus	22/2008	56–57
Schüßlburner, Josef	Chinas unbewältigte Kulturrevolution	23/2008	52–53
Schüßlburner, Josef	Ein König für die Masse	24/2008	56–57
Schüßlburner, Josef	Japan minus Sozialdemokratie	25/2008	52–53
Schüßlburner, Josef	Indien: Kastensystem und Demokratie	26/2008	52–53
Schüßlburner, Josef	Türkei: Demokratie oder Verwestlichung	27/2008	52–53

Bildtafeln

Titel	Heft
Sezession: Register 2007	22/2008
Zerstörung serbischer Kirchen im Kosovo	23/2008
Konservativ-Subversive Aktion	24/2008
Ehre den Gefallenen	25/2008
Grundrechte in Köln	26/2008
Gegenöffentlichkeit	27/2008



Dein Neffe, der Affe, Dein Vetter, das Schwein – Buchtitel von 1924

vember 2008 bei der Debatte um die experimentellen Forschungen an Affen durch den Bremer Hirnforscher Andreas Kreiter, dem kurzzeitig dafür die Erlaubnis verweigert wurde. Gerade die sogenannte Grundlagenforschung an Tieren – mit oft qualvollen Experimenten – ist aufgrund neuerer Erkenntnisse aus der Verhaltensforschung immer schwerer zu rechtfertigen. Viele Tiere scheinen, was ihre Empfindungen betrifft, uns Menschen näher zu sein, als bisher angenommen. Zudem verfälschen die unfreiwilligen Probanden immer öfter die erwarteten Forschungsergebnisse – die nur für die Wissenschaft gezüchteten Tiere können ihre Autonomie nicht zügeln.

Frans de Waal, einer der wichtigsten Primatenforscher, beschreibt in seinem aktuellen Buch (*Primaten und Philosophen. Wie die Evolution die Moral hervorbrachte*, München: Carl Hanser Verlag 2008. 224 S., 19.90 €) moralisches Verhalten bei Menschenaffen, verschiedene Formen des Altruismus beispielsweise. Die Ergebnisse seiner Forschung nutzt er allerdings, um – unter dem Primat der Evolutionstheorie – dem Menschen einen natürlichen, entwickelten Besitz von Moral und die innewohnende Möglichkeit zum moralisch guten Handeln zu unterstellen. Kurz: Hobbes könnte sich geirrt haben, der Naturzustand des Menschen bedurfte des Gesellschaftsvertrags gar nicht. Verbrechen und andere Entgleisungen seien möglicherweise nur krankhafte Abweichungen. Dahinter steckt auch ein innerdarwinistischer Diskurs, eine Gegenposition zur sogenannten Fassadentheorie (Moral und Gesellschaft als bloße Fassade vor dem Bösen des Naturzustandes) und zu Richard Dawkins »egoistischem Gen«. Im zweiten Teil des Buches wird de Waals Theorie von diversen Kommentatoren zerpflückt, auch von Peter Singer. Diesem gegenüber hält de Waal eine Art paternalistisches Prinzip Verantwortung – in etwa: Tiere sind Schutzbefohlene, ähnlich Kindern und Behinderten – für sinnvoller als den rationalistischen Tierrechtsgedanken.

Marc Bekoffs *Das Gefühlsleben der Tiere* (*Ein führender Wissenschaftler untersucht Freude, Kummer und Empathie bei Tieren*, Bernau: animal learn Verlag 2008. 231 S., 20 €) hat eine ähnliche Tendenz wie de Waals Buch, was das Faktische betrifft. Nämlich: neu gewonnene Erkenntnisse über das Verhalten von Tieren und wie dieses fundiert ist. Wie nah, ähnlich oder fern sind uns Tiere? Dabei ist Bekoff wesentlich stärker als de Waal von Verhaltensforschern wie Lorenz und Tinbergen beeinflußt, indem er deren Konzept zu einer »kognitiven Ethologie« erweitert, die »vergleichende, evolutionäre und ökologische Erforschung des Verstandes von Tieren«. Das Buch hat das Zeug zu einem populären Standardwerk. Bekoff fragt nach den ethischen Konsequenzen, die sich aus dem Wissen über die Tiere ergeben – ist es legitim, sie zu Nahrung und Bekleidung zu verarbeiten, sie als Versuchs-, Vergnügungs- und Sportgeräte zu nutzen?

Um die Frage der Nahrung geht es in dem Buch *Gewissens-Bissen* (*Tierethik und Esskultur*, Innsbruck: Löwenzahn Verlag 2008. 238 S., 19.95 €). Ein Veterinär, eine Rechtsphilosophin und ein Gourmet kommen zu Wort. Von Hermann Nitsch, dem für seine tierblutlastigen Happenings bekannten Künstler, stammt das Vorwort. Das sollte aber nicht von der Lektüre abhalten, die für interessierte Laien eine gute Einführung ins Thema bietet. Allerdings wird beim Werben der Autoren um Sensibilisierung eine der wichtigsten Antworten auf den Überfluß an billigen und qualvoll produzierten Lebensmitteln vergessen: Verzicht. Als fanatisch oder radikal möchte man hier halt auf keinen Fall gelten, und sollten die tierischen Verhältnisse erkanntermaßen noch so im argen liegen. Dahinter steckt auch eine geistige Trägheit, wenn nicht gar uneingestandene Ignoranz, die sich gern mit dem Verweis auf wichtigere zu lösende Probleme herausredet. Doch so etwas darf kein Argument sein, weder bei den Interessen der Tiere noch sonst. Mit Robert Spaemann gesprochen: »Zweitwichtigstes so lange zu unterlassen, bis alles Wichtigste sich erledigt hat, wäre das Ende aller Kultur.«

Von der Natur des Schönen

von Karlheinz Weißmann

Daß Schönheit im »Auge des Betrachters« liegt oder sich über Geschmack nicht streiten läßt, die eine wie die andere Behauptung wirkt auf den modernen Menschen wohlbegründet, fast wie eine Selbstverständlichkeit. Jahrtausende der ästhetischen Debatte scheinen erledigt angesichts der Vorstellung, daß alles und eben auch das Schöne relativ ist, Konvention und Konstruktion. Es irritiert deshalb, wenn jemand überhaupt noch die Behauptung wagt, daß man Schönheit objektivieren kann, daß es sich jedenfalls nicht um einen Zufall handelt, sollte das Gesicht eines Models nach und nach weltweit auf allen Umschlägen von großen Illustrierten abgebildet werden, und daß es nicht einfach Tricks der Werbung sind, wenn allen bestimmte Körperproportionen attraktiv erscheinen, daß der Widerstand des gemeinen Mannes gegen die abstrakte Malerei ebenso begründet ist wie die überraschende Ähnlichkeit künstlerischer Konzepte aus weitentfernten Weltgegenden oder die Kontinuität bestimmter Motive oder Gestaltungsweisen über die Zeiten hinweg.

Der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt und die Kunsthistorikerin Christa Sütterlin haben sich zur Irritation entschlossen. Sie legen in dem Band *Weltsprache Kunst* (*Zur Natur- und Kunstgeschichte bildlicher Kommunikation*, Wien: Brandstätter 2008. 542 S., 590 farbige und SW-Abbildungen, 39,90 €) nicht nur große Mengen Materials vor, um ihre These von der Allgemeingültigkeit ästhetischer Kategorien zu belegen, sie bieten außerdem ein theoretisches Konzept, mit dessen Hilfe sich verstehen läßt, warum es künstlerische Darstellungen gibt, die »wir alle und immer« verstehen und die wir alle schön finden. Die Ursache läßt sich ihrer Meinung nach mit Hilfe einer »Ethologie universeller künstlerischer Motive« aufweisen, die eine Grundfähigkeit zum künstlerischen Ausdruck annimmt und ein System ästhetischer Grundformen identifiziert, das von immer wiederkehrenden Regeln – etwa der Präferenz für Symmetrie oder Rhythmus – bestimmt wird.

Was den ersten Punkt betrifft, so verweist Eibl-Eibesfeldt nicht nur auf Vorformen der Kunst bei Menschenaffen, sondern auch auf deren Begrenztheit, insofern ein Schimpanse zwar Farbe und Pinsel gebraucht – die ihm der Mensch zur Verfügung stellt –, aber doch nur, um bunte Kleckse zu erzeugen, ohne die dem Primitiven wie dem Kind naheliegende Neigung zu abstrakten Konzepten (etwa »Strichmännchen«). Damit ist schon die Verbindung hergestellt zu dem zweiten Aspekt, den die beiden Autoren mit der Natur des Menschen erklären: eine bestimmte Zahl »artspezifischer Vorurteile«, die schon in der Wahrnehmung selbst wirksamen Präferenzen und eine früh ausgeprägte »universale Grammatik menschlichen Sozialverhaltens«, zu der auch der künstlerische Ausdruck gehört.

Der Ansatz von Eibl-Eibesfeldt und Sütterlin erklärt, warum in diesem Buch auf die übliche kunstgeschichtliche Systematik verzichtet wird und man eine antike Schale, das Ornament eines Hochseeboots aus Neuguinea und ein Gemälde von Hundertwasser nebeneinanderstellt, um die durchgängige Ähnlichkeit in den Strukturen der Bilder aufzuweisen. Dieser Fixierung liegt nach Meinung der Autoren eine »perzeptive Konstanzleistung« unseres Gehirns zugrunde: der Abgleich zwischen einer bestimmten Menge optischer Grundmuster mit dem, was uns vorgeführt wird, und die Befriedigung, wenn eine Übereinstimmung in bezug auf die »Gestalt« festgestellt werden kann. Eine Anschauung, die der »Evolutionären Erkenntnistheorie« von Konrad Lorenz folgt, die die Möglichkeit eines Wissens a priori postuliert, das uns nicht durch göttliche Eingabe, sondern »von Natur« zukommt. Damit wird nicht behauptet, daß alles Natürliche schön und alles Schöne natürlich ist, auch nicht, daß die Ästhetik an Vorgaben gebunden werden kann, die sich direkt aus der Natur ableiten lassen, denn die Kunst gehört selbstverständlich zur Kultur und unterliegt insofern eigenen Gesetzen, aber die Natur bleibt doch als Ausgangsvoraussetzung einflußreich:



Symmetrie und Goldener Schnitt als ästhetische Universalien

für den Künstler, für das künstlerische Schaffen und für die Wahrnehmung des Werks.

Das heißt für den vorliegenden Fall, daß die Bedeutung eines Bildes nicht nur auf Übereinkunft und Erziehung beruht, sondern auf einer vorkulturellen Basis, »Archetypen«, die in unser aller Gedächtnis gespeichert sind. Solche Urbilder bestimmen auch unsere Idee von schön oder unschön, bedeutsam oder bedeutungslos, und sie gehen zurück auf jene elementare Symbolfähigkeit, die es dem Menschen überhaupt gestattet, irgend etwas mit »Sinn« zu verknüpfen. Eibl-Eibesfeldt sieht darin kein humanes Spezifikum – Symbolgebrauch gibt es auf gewisse Weise auch im Tierreich –, aber beim Menschen können die phylogenetischen Ursprünge zurücktreten, entstehen zahllose »vom Körper abgelöste Kommunikationsträger« und bilden sich im Zuge von Ritualisierungen Verhaltensmuster aus, die zusammen mit der Vielzahl von Ausdrucksformen unseren sozialen Kosmos strukturieren. Eibl-Eibesfeldt glaubt allerdings gerade nicht an dessen Willkürlichkeit, an die Möglichkeit, vollkommen freier Setzung. Alles bleibt – so unnatürlich es wirken mag – Teil eines natürlichen Prozesses.

Insofern ist es für die Autoren auch nicht schwer, die Diversität der künstlerischen Ausdrucksformen zu deuten, da es nach ihrer Meinung zur »Ausstattung des homo sapiens« gehört, »daß er in die Vielfalt tendiert und kulturell versucht, sich zu unterscheiden vom Nachbarn. Darum Stil, Geschichte, Dialekte und so weiter«. Diese natürliche Tendenz zur Kultur erkläre weiter die regelmäßige Verknüpfung des Ästhetischen mit dem Außerästhetischen, etwa des Kunstwerks mit politischen und religiösen Zwecken, dem Aufweis von Über- und Unterordnung, der Klärung von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit.

Ein echtes Problem stellt für diese Theorie eigentlich nur die hochindividualisierte Kunst dar, die sich im europäisch-nordamerikanischen Raum seit etwa hundert Jahren durchgesetzt hat. Eibl-Eibesfeldt weist allerdings darauf hin, daß deren Hervorbringungen nie populär geworden sind und ausführlicher Interpretation bedürfen, um überhaupt als Kunst verstanden zu werden. Auch das könne man unter Hinweis auf die eigentliche Schlüsselanforderung der Evolution – die Anpassungsleistung – interpretieren, aber die »Ästhetik des Häßlichen«, die in der jüngeren Vergangenheit etabliert wurde, habe doch Aspekte, die man als sehr problematisch beurteilen müsse, da sie in keine Auffassung von der »Natur« des Schönen paßt: »Es ist inzwischen bekannt, daß die Stimmen der Abkehr von allem Schönen (und Verbindlichen) längst den Börsengang angetreten haben und von einem breiten Kunstmarkt gestützt werden. (Damit ist die erworbene Autonomie wieder abgegeben an neue Seilschaften sowie ökonomische Interessen.) Negation, die einmal einen aufklärerischen Anspruch der Verweigerung besaß, also eine Aufgabe und einen Gegner, ist zum Selbstläufer geworden ohne weitere Funktion als die, ein bloßes Label zu sein. Man wünscht der Schönheit – nicht nur den Magiern und den Ismen – wieder mehr Gemeinde in den Tempeln der Kunst.«

Bezeichnenderweise wird hier nicht von einer Degeneration im biologischen Sinn gesprochen, sondern von der Gefahr der Dehumanisierung. Denn das Schöne habe – bei aller Vielgestaltigkeit – doch eine einheitliche Wirkung: das, was Eibl-Eibesfeldt und Sütterlin mit dem altertümlichen Begriff der »Exuberanz« bezeichnen, ein Empfinden des Überschwangs im Anblick des Wohlgeratenen und Sinnvollen. Das Schöne hebt für den Moment die Defizite und Widrigkeiten der Welt auf: »Schönheit ›pazifiziert‹«. Wo sie fehlt, wird auch ein Mangel an allgemein erwünschten Einstellungen und Verhaltensweisen merkbar: Muße, Gemeinsinn, Gespräch verschwinden. Bezeichnenderweise werden schöne Plätze in den großen Städten seltener verschandelt als häßliche oder rein funktionale; sie sind auch seltener Ort von Zusammenrottungen oder Gewalttaten.

Es sei auf diese Überlegungen der Autoren am Schluß hingewiesen, weil gegen die Verhaltensforschung immer wieder der Vorwurf laut wird, sie reduziere den Menschen auf seine naturhaften, tierischen Züge. Eher wird man an einem Buch wie dem von Eibl-Eibesfeldt und Sütterlin ablesen können, wie weit heute eine integrative Anthropologie kommen kann, die – ohne alles in allen Fällen zu klären – Erkenntnisse der Natur- und der Geisteswissenschaften ernstnimmt und in ein Modell zu überführen weiß.

Ulfkotte gegen rechts

von Christian Vollradt

Einem kurzen Bericht auf *Welt-online* war am 2. Dezember 2008 zu entnehmen, der Publizist Udo Ulfkotte habe die von ihm mitbegründete islamkritische Initiative »Pax Europa« wegen »ihres zunehmend extremistischen Kurses« verlassen. Den Ausschlag für seine Trennung habe die Weigerung der Vereinsspitze und einer Mehrheit der Delegierten gegeben, sich von geschmacklosen Karikaturen zu distanzieren, in denen Moslems »im Stürmer-Stil« verunglimpft worden seien. Ulfkottes Forderung, der Vorstand möge die Verantwortung wegen der ins Internet gelangten Zeichnungen übernehmen und zurücktreten, war während der Mitgliederversammlung im November abgelehnt worden. Der *Welt*-Autor schlußfolgerte daraus, die islamkritische Bewegung drohe »sich weiter zu radikalisieren«.

Die ehemaligen Mitstreiter reagierten noch am selben Tag mit einer Stellungnahme, in der sie die Vorwürfe zurückwiesen. »Pax Europa« betonte, man habe immer Wert darauf gelegt, sich »von Rechtsextremisten und Ausländerfeinden abzugrenzen«. Die Karikaturen seien unautorisiert auf einem Weblog erschienen und auf Bitten des Vereins durch den Betreiber der entsprechenden Internetseite entfernt worden. Nie seien die Bilder als Postkarten für die Arbeit von »Pax Europa« verwendet worden. Der Verein sehe seine »zentrale Aufgabe darin, die Bürgerprotestbewegung auf Basis einer wissenschaftlich fundierten Islamkritik zu organisieren«, heißt es im Vorstandsschreiben.

Ein Déjà-vu? Eine als konservativ, wenn nicht sogar rechts wahrgenommene Gruppierung streitet über Abgrenzungsmodalitäten zum Rechtsextremismus, dem sie von ihren Gegnern ohnehin zugeordnet wird; es kommt zum öffentlichen Zerwürfnis der Führungsfiguren, zu Austritten, Schmähungen und so fort.

Erst im Mai 2008 hatten sich der »Bundesverband der Bürgerbewegungen zur Bewahrung von Demokratie, Heimat und Menschenrechten« (BDB) und der von Ulfkotte zwei Jahre zuvor ins Leben gerufene Verein »Pax Europa« zur »Bürgerbewegung Pax Europa« (BPE) zusammengeschlossen. Nach der Fusion übte der bisherige BDB-Vorsitzende Willi Schwend dieses Amt weiter aus, während Ulfkotte vor allem repräsentativ als »Ehrenpräsident« ohne Stimmrecht im Vorstand fungierte.

Die Rolle als Zugpferd – ohne operativen Ballast – schien dem ehemaligen *FAZ*-Redakteur wie auf den Leib geschneidert. Wegen seiner Erfahrung als Korrespondent im arabischen Raum, wegen seiner Kenntnisse der islamischen Kultur und guter Kontakte zu Sicherheitsbehörden gilt Ulfkotte mit Recht als Experte. Vor allem gehört er zu den wenigen Medienprofis, die das Augenmerk auf die Auswüchse multikultureller Fehlentwicklungen legen. Das hat ihm neben Kritik, Verleumdung und sogar Gewaltandrohung auch eine große Leserschaft beschert: Sein aktuelles Buch *SOS Abendland* erfuhr seit Erscheinen im September 2008 die vierte Auflage und stand rasch auf den Bestseller-Listen von *Focus* und *Spiegel*. Der Verlust ihrer Galionsfigur könnte der Bürgerbewegung in der Tat einen Imageverlust bescheren.

Ulfkottes Distanzierung von »rechtsradikalen Radaubrüdern« in allen Ehren: Was stutzig macht, ist der zeitliche Ablauf des Austritts, der in einem gewissen Widerspruch zu seiner inhaltlichen Begründung steht.

Wie aus informierten Kreisen zu erfahren war, soll Ulfkotte im Oktober – also vier Monate *nach* dem Auftauchen der geschmacklosen Karikaturen und zwei Monate *vor* seinem Austritt – seine Vereinskollegen schriftlich aufgefordert haben, interne Streitigkeiten ohne Aufsehen auf einer außerordentlichen Mitgliederversammlung beizulegen. Denn eine Mehrheit im Vorstand hatte den damaligen Pressesprecher des Vereins zum Rücktritt aufgefordert, da dieser nach ihrer Meinung unter anderem ohne Legitimation eine Versammlung zur Gründung eines neuen Landesverbands anberaumt hatte. Ulfkotte habe davor gewarnt, der Verein könne angesichts dieser Personalie in ein Pro- und ein Kontra-Lager zerfallen. Stattdessen sollten beide Seiten die Arbeit

im Sinne der Vereinsziele fortsetzen und Schäden in der Außendarstellung abwenden. Außerdem warnte er seine damaligen Mitstreiter, der Noch-Pressesprecher habe ihm (Ulfkotte) gegenüber gedroht, Informationen über die Karikaturen der Presse zuzuspielen, falls er von seinem Posten abgesägt werde.

Ausgerechnet Ulfkotte selbst machte diese Drohung dann unmittelbar nach seinem Austritt wahr. Sein in der *Jungen Freiheit* am 2. Dezember 2008 erhobener Vorwurf, die Mitgliederversammlung habe »das strafrechtlich relevante Verhalten des Vorstandes gebilligt«, war Anfang Oktober offenbar noch nicht akut: denn damals – so war zu erfahren – lobte der BPE-Präsident in seinem Schreiben an die »lieben Mitstreiter« noch ausdrücklich das schnelle Eingreifen, nachdem die Karikaturen im Internet aufgetaucht waren, wodurch sich größerer Schaden habe abwenden lassen.

Beobachter der Vorgänge rund um die Mitgliederversammlung mutmaßten, der Austritt des Ehrenpräsidenten gehe in erster Linie auf dessen Frustration zurück, keine Mehrheit im Verein hinter sich zu wissen. Viele einfache Mitglieder hätten sich verärgert über manche Alleingänge und Schnellschüsse ihres Aushängeschilds gezeigt.

Ulfkottes Sprunghaftigkeit war bereits früher thematisiert worden (siehe *Sezession* Nr. 19, August 2007). Götz Kubitschek kritisierte damals, der Journalist agiere »ohne Strategie«, zu spontan und strukturlos. Erwähnt wurde damals das Hin und Her beim Versuch, politisch Fuß zu fassen; sei es mittels (vorschneller) Ankündigung, innerhalb eines halben Jahres eine »konservativ-ökologische« Partei zu gründen, sei es mit der kurzfristig angenommenen (und bald wieder abgelehnten) Übernahme der Spitzenkandidatur für die »Zentrumspartei« in Hamburg, die ihm vom Polit-Hasardeur Dirk Nockemann angetragen worden war.

Ähnlich verliefen manche Operationen für »Pax Europa«: So sagte Ulfkotte 2007 eine geplante Kundgebung zum Ärger einiger Mitorganisatoren kurzfristig wieder ab, angeblich weil eine Unterwanderung durch rechtsextreme Teilnehmer gedroht habe. Dann nahm er Kontakt zum parteilosen Bundestagsabgeordneten Henry Nitzsche auf, desavouierte diesen aber später dadurch, daß er öffentlich gegen den Kölner »Anti-Islamisierungsgipfel« im September 2008 – an welchem Nitzsche teilnahm – Stellung bezog. Seine daraufhin gemeinsam mit Ralph Giordano organisierte Demonstration »gegen rechtspopulistische Fremdenfeindlichkeit und reaktionäre Islamverteidigung« fiel angesichts linksextremer Krawalle nicht weiter ins Gewicht.

Im eingangs erwähnten *Welt*-Artikel ist zudem die Rede von möglichen juristischen Nachwirkungen der Auseinandersetzung zwischen Verein und Ex-Präsident: »Pikanterweise wird vor dem Frankfurter OLG … ein Prozeß stattfinden, bei dem verhandelt wird, ob Pax Europa volksverhetzend sei. Dort könnte Ulfkotte nun als Zeuge auftreten – gegen die von ihm gegründete Bewegung.« Das klingt dramatischer, als es ist. Denn während die Wortwahl suggeriert, es sei Anklage gegen den Verein erhoben worden, war es tatsächlich umgekehrt. Im Februar 2008 hatte das LG Frankfurt am Main den Betreiber eines Weblogs zu einer Schmerzensgeldzahlung verurteilt, weil er Ulfkotte und »Pax Europa« in menschenverachtender Weise beleidigt hatte. Der Beklagte hatte Berufung eingelegt; und genau um die ging es in dem von der *Welt* erwähnten Verfahren. Die zum fraglichen Zeitpunkt nicht bestehende, erst aus der Fusion im Mai 2008 hervorgegangene »Bürgerbewegung Pax Europa« stand da nicht zur Debatte.

Und doch soll besagter Prozeß auch mit dem Zerwürfnis zu tun haben: Dem Vernehmen nach gab es unter den Islamisierungsgegnern intern Kritik an der Prozeßwut ihres Ehrenpräsidenten; die juristischen Kriegspfade – wie berechtigt auch immer – verschlangen nämlich eine Menge Geld. Diese Kosten könnten im



Erfolgsfalle theoretisch ausgeglichen werden, ja sogar dem Verein nützen, da Ulfkotte, wie im Fall des verurteilten Bloggers angekündigt, das Geld (einen fünfstelligen Betrag) für die islamkritische Aufklärungsarbeit spenden wollte. Davor steht allerdings der Instanzenweg bis zu einem rechtskräftigen Urteil und die Ungewißheit, ob der dann (eventuell) Verurteilte überhaupt zahlen kann.

Letzter Stand der Dinge ist, daß zumindest zwischen den Kontrahenten Ulfkotte und Schwend das Kriegsbeil begraben wurde. Man rede wieder miteinander und bedauere die gegenseitigen Verletzungen. Im Zuge dieser Entspannungsphase hat Udo Ulfkotte offenbar zugesichert, im Anhang seines Bestsellers weiterhin Werbung und Spendenaufruf für »Pax Europa« abdrucken zu lassen.

Philosophische Anthropologie – ein deutscher Denkansatz?

von Erik Lehnert

Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert wurde das Wort »Anthropologie« zum Titel einer philosophischen Disziplin innerhalb der deutschen Schulphilosophie. Sie emanzipierte sich von der theologischen metaphysischen Tradition und fragt seitdem nach dem Wesen des Menschen jenseits von Metaphysik und experimenteller Naturwissenschaft. Vor diesem Hintergrund läßt sich bei jedem bedeutenden Philosophen, egal welcher Zeit und welchem Ort er entstammt, so etwas wie eine »philosophische Anthropologie« ausmachen, als eine genuin philosophische Frage nach dem Menschen, seinem Wesen, seinem Maß und seiner Natur.

Im Gegensatz dazu gibt es das rein deutsche Phänomen der »Philosophischen Anthropologie«. Die Studie von Joachim Fischer *Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts* (Freiburg/München: Alber 2008. 684 S., geb, 48 €), bereits 1997 in Göttingen als Dissertation angenommen, behandelt die »Philosophische Anthropologie« als einen Denkansatz des 20. Jahrhunderts, der von der »philosophischen Anthropologie« als einer Subdisziplin der Philosophie zu unterscheiden sei. 1928 erscheinen die beiden Werke, die den »Durchbruch« für die Denkrichtung bedeuten: *Die Stellung des Menschen im Kosmos* von Max Scheler und *Die Stufen des Organischen und der Mensch* von Helmuth Plessner. Fischer entwickelt davon ausgehend die Realgeschichte dieses Ansatzes auf eine gleichzeitig verständliche und spannende Art und Weise. Zunächst konnte sich dieser Denkansatz nicht konsolidieren, sondern blieb randständig. Vor allem die Existenzphilosophie und die Spätausläufer der Lebensphilosophie bestimmten die philosophischen Debatten der nächsten Jahre. Scheler war da bereits tot, doch für Plessner war diese Nichtbeachtung bitter, zumal ihm noch unterstellt wurde, von Scheler abhängig zu sein, was er nicht war, wie Fischer zeigen kann.

Die Entscheidung über die Tragfähigkeit des Ansatzes fällt in den Jahren zwischen 1934 und 1944, als neue Autoren mit eigenen Ansätzen hinzutreten: neben Erich Rothacker und Adolf Portmann ist es vor allem Arnold Gehlen, der mit seinem Buch *Der Mensch* den Denkansatz rettet und ausbaut.

Nach 1945 gab es sowohl für den Remigranten Plessner als auch den »Belasteten« Gehlen Probleme, was die Lehrstuhlbesetzungen anging. Beide landeten schließlich auf soziologischen Lehrstühlen, was die Ausbildung einer philosophischen Schule behinderte, dafür bekam die Philosophische Anthropologie nach und nach ein anderes Gesicht. In der Philosophie gab es zwar noch Denker, die sich von diesem Ansatz inspirieren ließen, wie Hans Blumenberg und Odo Marquard, viel eher herrschte jedoch ein Bemühen vor, ihn zu destruieren, sei es aus Richtung der Frankfurter Schule oder der Sprachphilosophie und Systemtheorie. Hinzu kam erschwerend, daß sich die beiden Hauptprotagonisten bis zum Schluß (Gehlen starb 1976, Plessner 1985) ablehnend gegenüberstanden und das auch öffentlich äußerten.

Fischer, langjähriger Vorsitzender der Plessnergesellschaft und am Lehrstuhl von Karl-Siegbert Rehberg, dem Herausgeber der Gehlen-Gesamtausgabe, beschäftigt, versucht dagegen, die Gemeinsamkeiten zu zeigen. Das muß er auch, da sonst seine These vom Denkansatz hinfällig wäre. Er macht einen Identitätskern aus, der in einer typischen Denkbewegung besteht, die die Selbstgewißheit des Geistes voraussetzt, jedoch dort nicht einsetzt, sondern beim Objekt (dem Leben) und sich dann durch dessen Stufen hinauf zum Menschen bewegt, bei dem sie einen Bruch mit dem allgemeinen Lebenskreis konstatiert. Der Bruch kann sich dann als »Handlung« (Gehlen), »Weltoffenheit« (Scheler) oder »exzentrische Positionalität« (Plessner) zeigen. Soweit überzeugt Fischers Argumentation, weil sie denkansatzimmanent vorgeht. Was so nicht ausreichend deutlich wird, sind die Gründe für das Scheitern des Ansatzes, warum er sich gegen die Konkurrenten nicht behaupten konnte. Immerhin war Gehlen einer der wirkmächtigsten Denker der Bundesrepublik und die Überzeugungskraft seiner Thesen nimmt zu.

Gerd-Klaus Kaltenbrunner ist siebzig

von Götz Kubitschek

Im August 2007 beantwortete der Privatgelehrte Gerd-Klaus Kaltenbrunner den Fragebogen der Wochenzeitung *Junge Freiheit*. Für diejenigen, die sein Werk noch kennen, war es ein überraschendes Signal, daß er sich zur Beteiligung an der Häppchenkultur eines Fragebogens hinreißen ließ: Seine beiden letzten Werke nämlich, *Johannes ist sein Name* (1993) sowie *Dionysius vom Areopag* (1996), umfassen 490 und 1380 Seiten, und einen langen Atem benötigt, wer in diese Tiefen der Mystik hinuntersteigen möchte. Die Antworten auf den Fragebogen also das seit langem erste profane Zeichen aus Kaltenbrunners Klause bei Freiburg.

Wohin verschwand Kaltenbrunner (geboren 1939 in Wien) und von woher kam er? Er kam aus dem Zentrum der deutschen Rechten und verschwand in ein Haus am Ende eines Schwarzwalddorfs. Er trug den Ruf eines belesenen, wortgewaltigen Publizisten der Konservativen, der Traditionen bewahrte, Themen setzte und Fragestellungen auf den Punkt brachte. Kaltenbrunner schrieb die Vorworte zu der von ihm über ein Jahrzehnt herausgegebenen *Reihe Initiative* des Herder-Verlags mit der Selbstsicherheit eines Mannes, der weiß, daß sich in ihm Traditionslinien kreuzen. Neben den dickleibigen Bänden *Europa. Seine geistigen Quellen in Portraits aus zwei Jahrtausenden* ist es vor allem diese *Reihe Initiative* – gruppiert um das Schlagwort einer »Tendenzwende von rechts« –, die in jede Bibliothek gehört (man kann sie sich im Internet zusammenkaufen). Kaltenbrunner markierte mit dieser Reihe seinen Standpunkt eines an der Vernunft, am Durchdachten orientierten Konservativen.

Daß diese Betonung des besseren Arguments einhergehen kann mit einem dringlichen Ton, bewies Kaltenbrunner in den vielen Artikeln für *Criticón* und in den Büchern, die er herausgab oder selber schrieb. Eine Kostprobe aus dem Jahr 1974: »Der Hauptfeind der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht der orthodoxe Marxismus, der inzwischen ohnehin schon eine konservative Physiognomie angenommen hat, sondern der nur auf dem Boden der bürgerlich-liberalen Gesellschaft überhaupt mögliche Nihilismus. Daß große Teile des liberalen Establishments diesen Nihilismus nicht als Feind, sondern als ›eine neue Gelegenheit für glänzende Geschäfte‹ (Irving Kristol) ansehen, ist eines der krassesten Symptome für die konstitutionell opportunistische und prinzipienlose Haltung einer bürgerlichen Gesellschaft, die aufgrund der von ihr praktizierten Maximen unfähig ist, Selbstverwirklichung mit Selbstzerstörung nicht zu verwechseln.«

Kaltenbrunner gehört zu der seltenen Spezies, die nicht nur selber denken und irgendwo mitmachen, sondern eigene Projekte aufziehen möchte. Er stieg mit hohem Einsatz in den Kampf um den Bestand von Volk, Nation, rechter Weltsicht und konservativem Lebensstil ein. Zwar hielt auch er den irrationalen Siegeszug der Neuen Linken nicht auf, aber er bewahrte die Flamme und wurde durch die Wende von 1989 doch in einem entscheidenden Punkt bestätigt. Dennoch scheint gerade diese Wende einigen rechten Streitern die Kraft geraubt oder Enttäuschung bereitet zu haben – jedenfalls gingen Männer wie Bernard Willms und eben Gerd-Klaus Kaltenbrunner von Bord. Lag es daran, daß man nach einer kurzen Erwartungsspannung (wie während der Ouvertüre vor dem noch geschlossenen Vorhang) vom Bühnenbild total enttäuscht war und überall den alten Trott zu konstatieren hatte?

Kaltenbrunner jedenfalls zog sich zurück und äußerte sich nicht mehr politisch. Er hat über diesen Rückzug nie Auskunft erteilt, auch nicht auf Nachfrage. So bleiben die Fragen stehen: Ist er gegangen, weil jeder, der heute noch im Oberflächengeschäft der Politik tätig ist, seine Zeit vergeudet? Ist er gegangen, weil er sah, daß selbst sein nicht geringer Einfluß als Herausgeber und Publizist nichts austrug? Oder fragen wir falsch, und Kaltenbrunner hatte einfach alles gesagt, was er politisch zu sagen hatte?

Wir wissen es nicht. Kaltenbrunner jedenfalls wird am 23. Februar siebzig Jahre alt – wir gratulieren herzlich!

Belletristik

Marcel Beyer: *Kaltenburg*, Roman, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008. 393 S., 19.80 €

Wer über Vergangenes berichten möchte, muß genau beobachten, die Beobachtungen redlich deuten und die Erkenntnisse in Relation zu anderen Perspektiven stellen. Auch für den literarischen Erzähler mit historischem Anspruch sollten diese drei Regeln gelten. Schließlich beansprucht er doch zu schreiben, wie es hätte geschehen können.
Beobachten, deuten, relativieren: Mit diesem auf das Schreiben übertragenen wissenschaftlichen Kodex ist die literarische Verfahrensweise Marcel Beyers markiert. Sein Roman über den berühmten Ornithologen Ludwig Kaltenburg kommt ohne das Klischee aus. Er bedient die Erwartungshaltung seiner Leser nach klaren Rastern nicht und darf als Gegenstück zu jener sensationsheischenden Beschäftigung mit der Vergangenheit gelten, die der junge Franzose Jonathan Littell im vergangenen Jahr zu seinem Erfolgsrezept machte – wie so viele vor ihm. An solcherlei pflegen sich Feuilletonisten abzuarbeiten.
An *Kaltenburg* kann man sich nicht abarbeiten. Die Geschichte beginnt im Warthegau und endet in Dresden. Dazwischen wird ein Forscherleben nachgezeichnet. Der gebürtige Wiener Kaltenburg tritt erstmals in Posen in Erscheinung, verschwindet dann als Gefangenenarzt in sibirischen Lagern und bleibt nach der Entlassung in Dresden, um im Villenviertel Loschwitz eine Forschungsanstalt für Ornithologie aufzubauen.
Kaltenburg ist charismatisch, erfolgreich, misanthrop, rätselhaft. Der Leser wird in ihm Konrad Lorenz wiedererkennen: Neben den Initialen teilen fiktive und historische Figur Geburts- und Sterbejahr, die Professur in Königsberg und lange Jahre sowjetischer Kriegsgefangenschaft. »Kaltenburg« stammt wie Lorenz aus Wien und kann nach dem Krieg in Österreich aufgrund seiner NS-Vergangenheit keine Professur antreten. Beide gründen ein Institut und stiften die Grundlagen der Verhaltensforschung, die Romanfigur in der DDR, Lorenz ab 1950 in Westfalen. Vergleichende Verhaltensforschung: Beyers Roman ist vergleichendes und abgleichendes Schreiben, wobei dies vor allem den Verzicht auf das Grelle, den Effekt bedeutet. Wer genau beobachtet, deutet und vergleicht, kann unmöglich Gut und Böse verteilen, schwarz und weiß malen, richten und freisprechen. Gelebt werden muß immer, das ist schon die ganze Weisheit.
Und so verbergen sich hinter dem Projekt-Künstler Martin Spengler und dem Tierfilmer Knut Sieverding zwei Berühmtheiten, die als Deutsche im Kriege und damit – so billig ist das heute – auf der falschen Seite gedient haben: der Bordschütze Joseph Beuys und sein Ausbilder Heinz Sielmann. Jeder dieser Männer hat viel erlebt, hat handeln müssen, hat leben, kämpfen, ja überleben müssen. Aber das wird nicht klar erzählt, ausgeleuchtet, vor ein Publikum gezerrt. Beyer insistiert nicht, sondern deutet an, und wenn sich der Leser sicher wähnt, daß nun die Bewältigungsflut losbricht, versikkert der Bericht. Wie es um eine Figur steht, ist dann nur an ihrem Verhalten ablesbar, und selbst hier nur für den, der vergleichend blicken und redlich deuten kann – wie Lorenz, wie Kaltenburg, wie Beyer.
Nur einmal wird es richtig grell. Da berichtet Kaltenburgs Schüler Funk, der Erzähler des Romans, daß nach den Angriffswellen der alliierten Bombergeschwader auf Dresden eine Horde Affen aus dem brennenden Zoo in den Großen Garten geflohen sei. Vögel fallen federlos aus der glühenden Luft, und die Menschen stehen auf den Wiesen zwischen den Leichen und wissen nichts mehr zu tun. Aber dann sammeln sie die Toten ein, und Funk berichtet: »Nichts wissen die Schimpansen von der Identifizierung verstorbener Angehöriger, nichts von den Toten, die man in eine Reihe im Gras bettet, und nichts davon, wie man einen Leichnam an Schultern und Füßen greift, um ihn zu seinesgleichen zu tragen. Und dennoch schließt sich ein Affe nach dem anderen dieser Arbeit an.«
Ist das so geschehen? Wir wissen es nicht, jedenfalls: Es hätte so gewesen sein können. Beyer läßt Funk im ersten Kapitel diese apokalyptische Szene berichten, weil in ihr eine grundsätzliche Angst seines Erzählers gründet: die Auflösung des Gewohnten im Extremfall, die Verwischung der Grenze zwischen Mensch und Tier, die traumatische Grundierung eines Lebens. Funk verlor im Bombardement seine Eltern. An diesem Schock des Verlusts hat er sein Leben auszurichten. Dorther rührt seine Urform der Angst, und auch damit ist er wissenschaftlich bestens aufgehoben bei Kaltenburg: »Urformen der Angst« nennt Beyer das im Roman beinahe mythisch aufgeladene Hauptwerk Kaltenburgs.
Ist Angst eine arterhaltende Kraft? Konrad Lorenz schrieb in seinem Werk über *Das sogenannte Böse* der Aggression diese Eigenschaft zu. Wie Lorenz überträgt Kaltenburg die aus der Tierbeobachtung gewonnenen Erkenntnisse auf das menschliche Verhalten und verbindet sie zu einer Konstanten des menschlichen Antriebs vor jeder Geschichte.
In solch großen Deutungsversuchen gründet der Ernst des Lebens und des Erzählens: Das individuelle Verhalten ist nicht mehr launisch oder eine kokette Mode. Es gibt vielmehr in Abschattierungen immer Auskunft darüber, welche Angst (oder bei Lorenz: welche Aggression) den Beobachteten treibt.

Götz Kubitschek

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-52-7
Andreas Vonderach
ANTHROPOLOGIE EUROPAS
Völker, Typen und Gene vom Neandertaler bis zur Gegenwart
448 Seiten, zahlreiche Skizzen, Hardcover
€ 39,90

Was sagen Genetik, Archäologie und Sprachwissenschaft über den Ursprung und die Entwicklung der europäischen Völker? Erstmals faßt ein Buch den aktuellen Forschungsstand zusammen. Der erste Teil des Buches untersucht die Entwicklung Europas von der Steinzeit bis zur Gegenwart aus Sicht der Anthropologie. Der zweite Teil widmet sich den heutigen europäischen Völkern selbst. Woher kommen sie, welche Prozesse haben sie geformt, von wem stammen sie ab und wie nah sind sie miteinander verwandt?



ISBN
978-3-902475-61-9
Albrecht Rothacher
STALINS LANGER SCHATTEN
Medwedjews Rußland und der postsowjetische Raum
336 Seiten, S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Mit dem Zerfall der alten Sowjetunion hat sich die politische Landkarte nicht nur in Osteuropa, sondern auch in Zentralasien und im Kaukasus dramatisch verändert. Rothacher, Kenner dieser Regionen, beschreibt dieses neu entstandene labile Gleichgewicht zwischen Moskauer Zentralgewalt und den Oligarchen sowie dem „nahen Ausland“ Rußlands und den neuen asiatischen Bündnissen.



ISBN
978-3-902475-59-6
Björn Schumacher
DIE ZERSTÖRUNG DEUTSCHER STÄDTE IM LUFTKRIEG
„Morale Bombing“ im Visier von Völkerrecht, Moral und Erinnerungskultur
344 Seiten, ca. 30 S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 19,90

Der planmäßige Bombenkrieg der Westalliierten wird immer öfter kontrovers diskutiert. Der Autor zieht Bilanz aus diesem heftigen öffentlichen Disput der letzten Jahre und behandelt dabei besonders die moralische und völkerrechtliche Dimension der strategischen Flächenbombardements.



ISBN
978-3-902475-42-8
Rudolf von Ribbentrop
MEIN VATER JOACHIM VON RIBBENTROP
Erlebnisse und Erinnerungen
496 Seiten, S/W-Abbildungen, Hardcover
€ 29,90

Außenminister Joachim von Ribbentrop gehört zu den historisch umstrittensten Personen der neueren deutschen Geschichte. Erstmals versucht sein Sohn, Rudolf von Ribbentrop, viele der scheinbar festgefügten Urteile aus eigener Erfahrung zurechtzurücken. Ein Buch von hohem zeitgeschichtlichen Wert.

Juden und NS I

Moshe Zimmermann: *Deutsche gegen Deutsche. Das Schicksal der Juden 1938–1945*, Berlin: Aufbau 2008. 315 S., 22.95 €

Ein in den vierziger Jahren in Israel entstandener Witz macht sich über stockende Bauarbeiten in Tel Aviv lustig. Grund waren die Bauarbeiter, die sich keinen Backstein ohne kleine Verbeugung und einen auf deutsch gemurmelten Kommentar weiterreichen konnten: »Bitte sehr, Herr Professor«, »Vielen Dank, Herr Oberstaatsanwalt«, ... Durchaus in diesem Sinn skizziert Moshe Zimmermann das Bild des deutschen Judentums innerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Er schildert zahlreiche Anspielungen mit ähnlicher Zielrichtung, in denen sich das Unbehagen vieler osteuropäischer und orientalischer Juden gegenüber den verfolgten Deutschen widerspiegelt. Sie wurden bereits wegen ihrer Sprache mit den nationalsozialistischen Feinden in Verbindung gebracht; sie galten als gebildet, reich, hochmütig, zugleich aber als schwerfällig und »nicht schlau« im jüdischen Sinn. Ihr sozialer Absturz seit 1933 erzeugte so etwas wie Schadenfreude. Es gab folglich starke Gegensätze, die sich teilweise bis in innerjüdische Feindseligkeiten noch in Konzentrationslagern äußerten. Wer es bis nach Palästina geschafft hatte, so Zimmermann, traf auf eine Ablehnung, die manchmal an die Sprache des Antisemitismus in Deutschland erinnerte. Auch aus diesen Gründen fand das Schicksal speziell der deutschen Juden in der Geschichtsschreibung zur nationalsozialistischen Judenverfolgung nur am Rande Aufmerksamkeit. Die Holocaustliteratur befaßt sich in der Regel mit der innerdeutschen Judenverfolgung bis zur Reichskristallnacht 1938 und wendet sich danach einer gesamteuropäischen Perspektive zu oder speziell der Geschichte der Ghettos und Lager. Es ist Zimmermanns Anliegen, dies durch eine Darstellung zu ändern, die sich auf ihr Schicksal konzentriert und das spezifisch Deutsche daran herausarbeitet. Dabei weist er Mitverantwortungsvorwürfe an die deutschen Juden zurück, die sowohl von jüdisch-orthodoxer wie zionistischer Seite erhoben wurden, aber auch von »guten Deutschen«. Seiner begründeten Ansicht nach gab es für das sich als deutsch empfindende, häufig getaufte und bürgerlich verankerte Judentum, also für die Mehrheit des in Deutschland als Juden verfolgten Personenkreises, keine realistische Möglichkeit zu Flucht oder Widerstand. Die Bürokratie schlug erfindungsreich zu. Zimmermann zeigt dies ohne Scheu vor unbequemen Querverweisen, wie etwa jenem auf die Selbstmorde unter deutschen Juden, die 1940 als »enemy aliens« aus England nach Australien deportiert werden sollten. Ein gelungenes Buch, das einen vernachlässigten Aspekt deutsch-jüdischer Symbiose in Erinnerung ruft.

Stefan Scheil

Juden und NS II

Stefan Scheil: *Churchill, Hitler und der Antisemitismus*, Berlin: Duncker & Humblot 2008. 335 S., 28.00 €

Der Vorwurf des »Relativismus« wiegt schwer. Er wurde mehr als einmal gegen Stefan Scheil erhoben. Sieht man von den politischen (oder strafrechtlichen) Implikationen ab, geht es vor allem um ein grundsätzliches methodisches Problem: Kann man historische Ereignisse verstehen und beurteilen, ohne diese in »Relationen« zu bringen, das heißt ohne sie in Verbindung zu setzen mit anderen historischen Ereignissen? Die Notwendigkeit eines solchen Relativismus wird eigentlich nur in bezug auf die NS-Zeit ernsthaft in Frage gestellt. Das gilt auch und gerade für die Analyse der antisemitischen Maßnahmen des NS-Regimes und die Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs.
Zwar hat auch Scheil keinen Zweifel an der prinzipiellen Kriegsbereitschaft Hitlers, weist allerdings darauf hin, daß die anderen europäischen Staaten und die USA nicht paralysiert auf Berlin starrten, sondern zwischen 1933 und 1939 Gelegenheit hatten, ihre eigenen Konzepte zu entwickeln und deren Verwirklichung vorzubereiten.
Die Brisanz der Analyse Scheils liegt darin, daß er angesichts des Pluralismus in den Politischen Klassen moderner Staaten nicht nur die offizielle Regierungspolitik in den Blick nimmt, sondern auch die Bestrebungen der informellen Gruppen. So stehen einander gegenüber: die deutsche Reichsregierung, die sich nach Scheil im Frühjahr 1939 erst einmal als »saturiert« betrachtete, und Warschau, das im Vertrauen auf die britische »Blankovollmacht« einem Krieg mit Deutschland hoffnungsvoll entgegensah. Entscheidende Verantwortung für die »Blankovollmacht« hatte wiederum die Focus-Gruppe, die den Appeasement-Kurs Chamberlains ablehnte und die wichtigsten Köpfe der liberalen, linken und jüdischen Befürworter einer antideutschen Politik in London vereinte.
Der Focus war auf einen Konfrontationskurs aus, der sich auch durch den Antisemitismus des NS-Staates gerechtfertigt sah, während man in Berlin auch deshalb zu immer schärferen antijüdischen Maßnahmen schritt, weil der Haß gegen jüdische »Drahtzieher« damit so etwas wie einen rationalen Kern besaß: Jedenfalls trug dieser Nebenkonflikt zur Verschärfung des Hauptkonfliktes und damit zur Entstehung der Lage im Sommer 1939 bei, in der sich sowohl Sowjetunion als auch USA als die Umworbenen sahen, die angesichts des Zusammenpralls in der Mitte Europas erst einmal abwarteten, um schließlich als wahre Sieger aus dem Krieg hervorzugehen.

Karlheinz Weißmann

Feldzug der Akademiker

Marc Zirlewagen (Hrsg.): *»Wir siegen oder fallen«. Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg.* Abh. zum Studenten- und Hochschulwesen, Bd. 17, Köln: SH-Verlag 2008. 453 S. m. Abb., 44 €

Studierende Bürgerkinder, die es nach langen Friedens- und Wohlstandszeiten in einem Anflug von Politpathos und Sozialromantik aus den Hörsälen treibt, die auf einmal den Proletarier entdecken, sich als Avantgarde begreifen und zum großen Kampf aufrufen: Das klingt nach '68, ist in diesem Fall aber August 1914.
Von den 60.748 Immatrikulierten des Sommersemesters 1914 standen am Ende des Jahres etwa 40.000 im Kriegsdienst. »Eine ganze Studentengeneration von zehn Semestern studierte mehrheitlich nicht mehr in den Hörsälen, sondern auf den Schlachtfeldern«, heißt es eingangs des jetzt erschienenen Sammelbandes *»Wir siegen oder fallen.« Deutsche Studenten im Ersten Weltkrieg.*
Im Unterschied zu den hedonistisch orientierten Revoluzzern der Wirtschaftswunderfolgejahre hatte die akademische Jugend ein halbes Jahrhundert zuvor allerdings einen hohen Preis für ihren Idealismus zu entrichten: Mit 16.000 Gefallenen – einem Fünftel aller Hochschüler – war ihr Anteil an den Kriegstoten überproportional hoch, und jeder kennt Bilder der wie Garben hingemähten Studenten vor Langemarck, die sangen, bevor sie fielen.
Obwohl einige Beiträge in Zirlewagens Zusammenstellung auf bestimmte Korporationen oder Hochschulorte spezialisiert sind, entsteht ein sicher allgemeingültiges Bild vom Erleben an der Front und in der Heimat. Lobenswert, daß dabei den zeitgenössischen Stimmen der jungen Akademiker – ob in Feldpostbrief oder Gedicht – der Vorrang vor Kommentierungen eingeräumt wird.

Christian Vollradt

Akademischer Feldzug (postheroisch)

Andreas Klärner: *Zwischen Militanz und Bürgerlichkeit. Selbstverständnis und Praxis der extremen Rechten*, Hamburg: Hamburger Edition 2008. 348 S., 25 €

Angeblich sei ein Großteil der Abnehmer moderner Antifalektüre unter den dort »untersuchten« Rechten selbst zu finden. Das würde den gelegentlich vorgebrachten Analphabetismus-Verdacht entkräften. Es spräche umgekehrt für die psychologische Deutung linker Soziologen, daß Rechtsextreme ein geringes Selbstbewußtsein zu kompensieren hätten – den eigenen Namen als Fußnote vorzufinden, mag als Vitalitätsbeweis dienen. Andreas Klärners Dissertation über Selbstverständnis und Praxis der extremen Rechten dient nicht als Regalfüller für Profilneurotiker, da er Objekte und (ostdeutschen) Ort seiner Studie anonymisiert aufführt. Tapfer (angesichts der Gefahren, die er vermutete) zog er ins Feld, bewaffnet nur mit seinen Butterwegges, Heitmeyers und Gessenharters – also: einschlägiger Tendenzliteratur. Seine »Orientierung im Feld« – die »Feld«-Terminologie ist allgegenwärtig – fand um 2001 statt, insofern kann kaum vom aktuellen Stand der Dinge die Rede sein. Auf tausend Kladdenseiten hielt Klärner fest, was er bei Begegnungen mit Protagonisten der rechten Szene in »A-Stadt« erlebte und, ja, fühlte. Immerhin stand auch die Auseinandersetzung »mit eigenen Ängsten und Vorbehalten gegenüber Rechtsextremen« auf der Agenda des wissenschaftlichen Kriegers.
Der Buchtitel »Zwischen Militanz und Bürgerlichkeit« markiert nicht das Spektrum eines habituellen *von – bis*, sondern einen Zwischenraum, der gerade diese Pole nicht tangiert. Denn seine Gesprächspartner zeigten sich weder gewalttätig (wenn ihnen auch potentielle Gewaltbereitschaft unterstellt wird), noch weisen sie Berührungspunkte zu dem auf, was man unter »Bürgerlichkeit« versteht. Mit dieser Ungenauigkeit hängt auch Klärners Definition derer zusammen, die er mit dem Etikett »rechtsextrem« versieht. Die sogenannte »Neue Rechte«, *Junge Freiheit* oder Publizisten wie Heimo Schwilk werden in einem Atemzug mit NPD und Freien Kameradschaften genannt. Dies geschieht unter abermaliger Bemühung des Diktums einer »Scharnierfunktion« (W. Gessenharter), die jene »rechtsextremen« Intellektuellenkreise ausübten. Als »rechts« gilt die CDU, als »extrem« sämtliche publizistischen Auftritte, die jenseits eines »mittigen« Spektrums einzuordnen sind. »Vordenker« hat Klärner in A-Stadt nicht getroffen, wohl aber »Macher«. Das »Scharnier« bleibt eine Behauptung.
Rechtsextremismus wird als soziale Bewegung aufgefaßt. Er organisiere sich netzwerkartig, greife statt auf formale Programme auf ein breites Repertoire an Aktionsformen zurück. Unterschieden wird zwischen koordinierender »Bewegungselite«, Aktivisten und Sympathisanten – Klärner geht davon aus, daß bundesweit bis zu 15 Prozent (!) der Bürger zum »harten Kern«(!) mit rechtsextremistischen Einstellungen gehören. Weder »Gewaltverzicht« noch »Zivilisierungsgebot« der Rechten vermögen Klärner hoffnungsfroh zu stimmen. Er hält dies für strategische Bemühungen und verdächtigt seine Gesprächspartner, nicht aus Überzeugung, sondern aus Zweckmäßigkeitserwägungen gewaltfrei zu agieren. Damit dürfte sich der Kreis schließen und die Frage beantwortet sein, warum ein Mensch (und seine Zuarbeiter: die Dankesliste ist immens) Jahre damit verbringt, eine marginale und – wie Klärner selbst sagt – öffentlich geächtete Gruppe zu durchleuchten: Wenn Gewaltlosigkeit nur eine Show ist und der Sympathisantenkreis Millionen Bundesbürger beträgt, dann steht uns Ungeheuerliches ins Haus. Da seien Klärner & Co. vor!

Ellen Kositza

Ungezähmt: Der Bär

Michel Pastoureau: *Der Bär. Geschichte eines gestürzten Königs*, Neu-Isenburg: Wunderkammer 2008. 383 S., 22 farbige Abb. auf Tafeln, 29.95 €

»Wunderkammer« war der Name für jene Räume in den Schlössern der Vergangenheit, in denen Herrscher alles ausstellten, was ihnen und ihren Zeitgenossen überraschend oder faszinierend, eben wunderbar, erschien: Überbleibsel des Einhorns und Waffen legendärer Helden, Fossilien und prunkvolle oder unscheinbare Gegenstände aus weiter Ferne. In diesem Sinn hat sich der junge Wunderkammer-Verlag vorgenommen, die Leser zu überraschen, zu faszinieren und mit dem Wunderbaren vertraut zu machen. Wenige Autoren sind dazu so geeignet wie Michel Pastoureau, der französische Mediävist und Meister der Symbolgeschichte.
Anders als die Mehrzahl der Autoren, die sich mit der Zeichensprache des Menschen befaßt, hat er immer Sinn für die Bedeutung der »longue durée« bewiesen, die »lange Dauer« im Hinblick auf die Symbole. Nur wenige Sinnbilder sind so geeignet das Gemeinte zu illustrieren wie der Bär.
Pastoureau beginnt seine Darstellung mit einem Rückblick auf die »Bärenkriege« Karls des Großen, der in zwei systematischen Feldzügen nach der Niederwerfung der Sachsen Jagd auf das große Raubtier machen ließ. Und er verweist darauf, daß es dabei nicht in erster Linie um praktischen Nutzen – etwa die Vernichtung eines Nahrungskonkurrenten der Menschen – ging, sondern um eine Maßnahme, die in enger Verbindung mit der Christianisierung der heidnisch gebliebenen germanischen Stämme stand. Diese verehrten den Bären – darin den skandinavischen Völkern gleich – wie einen Gott. Es handelte sich dabei um eine ebenso vitale wie archaische Religiosität, die wesentlich älter war als die germanischen Glaubensvorstellungen im engeren Sinn. Das ist auch am Berserkerkult ablesbar: Dabei wird ein Mann durch das Überwerfen eines Bärenfells zum Bären – ein Wandlungszauber, der auf sehr weit zurückliegende Wurzeln verweist.
Pastoureau glaubt, daß man es hier mit einer späten Form der im Paläolithikum entstandenen Urreligion zu tun hat, deren »ältester Gott« der Bär war. Reste entsprechender Kulte lassen sich bis heute in nördlichen Gefilden nachweisen. Deren Bestand wird in diesem Buch auf ebenso kenntnisreiche wie unterhaltsame Weise präsentiert, erschlossen durch Register und illustriert mit Abbildungen mittelalterlicher Darstellungen des »gestürzten Königs«, der hier und da Reste seines Reiches verteidigen konnte.

Karlheinz Weißmann

Zähmbar: Sexualität

Robert Muchembled: *Die Verwandlung der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität,* München: DVA 2008. 400 S., 24.95 €

Robert Muchembled, Geschichtsprofessor in Paris, ist den abendländischen Transformationen des sexuellen Begehrens nachgegangen. Er fokussiert sich dabei auf England und Frankreich und beginnt mit dem 16. Jahrhundert. Seine (nicht ganz neue, aber durch die quellenmäßig reiche Unterfütterung immerhin lesenswerte) These: gesellschaftliche Sexualrepression habe zu einer Kanalisierung von Energie und Vitalität in andere Gebiete geführt. Sozusagen: Wo der Unterleib ein verbotenes Ventil darstellte, mußte sich die dem Menschen innewohnende Dynamik den Weg durch Herz, Geist und Hirn bahnen. Die entsprechend mächtigen Erzeugnisse traten kulturell und künstlerisch sowie politisch – da vor allem in Weltmachtsbestrebungen – zutage. Was das wohl im Umkehrschluß für unsre übersexualisierte, permissive Gegenwart bedeuten mag?
Muchembled weist dem Sexualtrieb eine enorme und womöglich überhöhte Bedeutung für das »Menschenganze« zu. Wo ihn die Quellenlage im Stich läßt, spekuliert er. Wenn zu manchen Zeiten Hinweise auf Vergewaltigungen, un- oder voreheliche Schwangerschaften rar sind, wird für die Kohorten unverheirateter junger Männer entweder auf manische Selbstbefriedigung, homosexuelle Praktiken oder Verkehr mit Tieren geschlossen. Dann spreche »die geringe Zahl verfolgter Verfehlungen dafür, daß solches Verhalten stillschweigend geduldet wird.« Ein befremdlicher, wissenschaftlich nicht astreiner Schluß.
Wenn Sexualverhalten einst strenger Reglementierung unterlag und sich häufig in Form einer »Doppelmoral« Wege brach, so sehen wir uns heute – von der *Bravo* bis hin zum boomenden SilverSex-Markt für die Generation 60 plus – mit weicheren Normen konfrontiert, die dennoch als eine Art »Gebotstafeln« wirken. Sex bleibt ein Druckmittel; einerlei, ob man seine Wirksamkeit von innen oder äußere Infiltrierung betrachtet.
Schaut man auf die vielhundert Beispiele »ausgewählter Literatur«, die Muchembled im Anhang nennt, auf die lange (Dankes-)Liste der ihn zum Thema beratenden Freunde, und rechnet noch die entsprechenden ungezählten Veröffentlichungen, Umfragen und *talks* auf Boulevard-Niveau hinzu, dann darf man zeitgenössische Sexualität als Patienten personifizieren, der hier zum Sezieren bereitgelegt wurde. Vom Schummerdunkel übers Zwielicht ins Hellgrelle: Wo mag sich eigentlich Monsieur Sexus, dieser perfide Dämon, wohler gefühlt haben? Vielleicht tendieren moderne Gesellschaften auch deshalb zum Zeugungsstreik.

Ellen Kositza

Europäer im Visier

Andreas Vonderach: *Anthropologie Europas. Völker, Typen und Gene vom Neandertaler bis zur Gegenwart*, Graz: Stocker 2008. 448 S., zahlr. Abb., Karten und Skizzen, 39.90 €

Vor einiger Zeit erregte die Meldung Aufsehen, daß das »Institut für Menschenrechte« – eine bis dahin eher unbekannte NGO – die Forderung erhoben habe, die Verwendung des Begriffs »Rasse« überhaupt zu untersagen, und selbst der Kampf gegen den »Rassismus« müsse ohne seine Leitvokabel auskommen. Die Sache ist im Sande verlaufen und erscheint eher als Skurrilität. Dennoch darf man nicht verkennen, daß wenigstens unter den Halbgebildeten die Vorstellung Platz greift, daß es so etwas wie menschliche Rassen eigentlich gar nicht gibt, vielleicht rassige Frauen und Rassegeflügel, aber eben keine hinreichend klar – durch erbfeste morphologische Merkmale unterschiedene – Großgruppen innerhalb der Spezies *homo sapiens*.
Das wäre weniger problematisch, wenn man von seiten der Wissenschaft – in diesem Fall der Anthropologie – festen Rückhalt hätte. Das ist leider nicht der Fall. In der Öffentlichkeit mißtrauisch beäugt, hat man sich dort entschlossen, niedriges Profil zu zeigen. Um so überraschender, daß es einzelne gibt, die – wenngleich am Rande der *scientific community* – unbeirrt daran festhalten, daß man sagen muß, was ist. Andreas Vonderach wird man zu dieser Minderheit zählen können. Er hat mit seinem Buch zur Anthropologie Europas eine Untersuchung vorgelegt, die dem Laien einiges an Konzentration und Ausdauer bei der Lektüre abverlangt, die dafür aber belohnt mit einer gediegenen wie umfassenden, gelegentlich enzyklopädischen, Darstellung zur Bevölkerungsgeschichte Europas. Es ist hier nicht der Raum zur Verfügung, um Einzelheiten zu referieren, aber es soll doch auf zwei Aspekte hingewiesen werden, die Vonderach betont: das hohe Maß an Kontinuität in der Bevölkerungsstruktur Europas und die Klarheit, mit der sich ethnische Gruppen trotz der Wanderungen, Invasionen und Grenzverschiebungen bis heute unterscheiden lassen.
Seit der knappen Einführung, die Ilse Schwidetzky, die *doyenne* der deutschen Anthropologie, zu *Rassen und Rassenbildung beim Menschen* geliefert hat, bis zum Erscheinen des Buches von Vonderach ist kein Buch zu diesem ebenso komplexen wie wichtigen Thema von einem deutschen Wissenschaftler verfaßt worden, das geeignet wäre, über Mißverständnisse aufzuklären und eine sachgerechte Vorstellung davon zu liefern, was es mit der Rasse des Menschen – in diesem Fall der Europäer – auf sich hat.

Karlheinz Weißmann

Europa im Visier

Jürgen Elsässer: *Terrorziel Europa. Das gefährliche Doppelspiel der Geheimdienste,* St. Pölten / Salzburg: Residenz Verlag 2008. 344 S., 21.90 €

Wie ernst steht es um die Gefahr des islamistischen Terrors? Einschätzungen und Meinungen hierzu sind vielfältig, allein Fakten sind rar. Warum dies so ist oder wenigstens sein könnte, zeigt Jürgen Elsässer. Er ist ein unbequemer investigativer Autor aus dem Linksmilieu, der nicht zuletzt aufgrund seiner nationalen und anti-amerikanischen Positionen besondere Aufmerksamkeit beansprucht. Manche seiner Haltungen mag man für dubios halten, und doch ist es lohnenswert, seine Äußerungen nicht »links« liegenzulassen. Geradezu sträflich wäre dies im Fall seiner jüngst erschienenen Studie, die der Autor selbstbewußt als eine »Enzyklopädie aller europäischen Anschläge und Anschlagsversuche« versteht, »für die islamische Täter verantwortlich gemacht wurden.« Allein die akribische Recherche und die gute Lesbarkeit des Textes – kurzweilig und frei von Polemik – nötigen Respekt ab.
Vielmehr aber beunruhigen Elsässers Ergebnisse durch ihren frappierenden Befund: »In fast allen Fällen spielten Agenten oder V-Männer von Geheimdiensten eine tragende Rolle«. Diese fundamentale Einschätzung Elsässers offenbart zugleich ihre Schwäche – denn tatsächlich, und das ist irritierend genug, spielten in nahezu allen islamischen Terrorattacken oder Anschlagsversuchen V-Leute der Geheimdienste eine Rolle. Sie aber in allen Fällen zugleich als »tragend« zu charakterisieren, scheint doch ein der Insinuation geschuldeter Überschuß zu sein. Sei's drum: Das von Elsässer offengelegte Beziehungsgeflecht zwischen Staatssicherheits-Diensten und Islamisten ist eines, das auch Islamismus-Experten wie Udo Ulfkotte ernstgemeinte Bewunderung abringt: Ihm zufolge hat Elsässers Werk »das Zeug, den Autor zum deutschen Michael Moore zu machen«. Denn wie dieser stellt er die richtigen, d. h. tabuisierten Fragen – und schildert am Beispiel von »Londonistan« Zustände, die selbst einen James Bond zur Demission bewegen würden. Hier nämlich schufen militante Prediger »mit Geheimdienst-Lizenz die wichtigste Schaltzentrale des europäischen Dschihad«. Folgerichtig kommentierte Libyens Staatschef Muammar al Gaddhafi: »Ich bin wirklich verblüfft. (…) wenn Amerika es wirklich ernst damit meint, den Terrorismus auszuschalten, sollte die erste Hauptstadt, die es mit Cruise Missiles angreift, London sein.«

Christian Dorn

Symbol I: Adler

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (Hrsg.): *Adlers Fittiche. Wandlungen eines Wappenvogels*, Berlin: Duncker & Humblot 2008. 109 S., 107 farbige und SW-Abbildungen, € 19.90

Aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der Stiftung Preußischer Kulturbesitz ist der vorliegende schmale Band erschienen, der die Geschichte des preußischen Adlerwappens nachzeichnet, das auf zwei Wurzeln zurückgeführt werden kann: den roten Adler der Mark Brandenburg und den schwarzen des Herzogtums Preußen, der seinen Ursprung wiederum im Adlerschild auf dem Kreuz der Hochmeister des Deutschen Ordens hatte. Der preußische Adler ist dann wie auch der Landesname maßgeblich geworden und hat seit der Erhöhung Preußens zum Königtum, 1701, eine bedeutende Rolle für die Repräsentation des Hohenzollernstaates gespielt. Dies wird hier sorgfältig (wenn auch nicht frei von kleineren Ungenauigkeiten) und mit Hilfe zahlreicher Abbildungen nachgezeichnet. Bemerkenswerterweise etablierte sich seit dem 18. Jahrhundert eine nichtheraldische neben der heraldischen Darstellung des preußischen Adlers, die den Greifvogel im Aufflug zeigte. Das Grundmuster dafür boten Allegorien, deren Motiv man auch in die berühmten preußischen Armeefahnen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen übernommen hat. Ab 1918 diente der nichtheraldische Adler als Wappen des Landes, nach 1933 lediglich ergänzt um Hakenkreuz und Schwert. Mit der Auflösung des Landes Preußen durch die Alliierten verschwand auch der preußische Adler in seiner staatsrechtlichen Bedeutung. Erhalten blieb er in einigen Biotopen, so als Signet der Stiftung Preußischer Kulturbesitz oder als Firmenzeichen des hier verantwortlichen Verlags Duncker und Humblot.

Karlheinz Weißmann

Symbol II: Hakenkreuz

Elisabeth Weeber: *Das Hakenkreuz. Geschichte und Bedeutungswandel eines Symbols*, Frankfurt a. M.: Peter Lang 2008. 133 S., 53 Abb., 27.50 €

Bis vor kurzem hat es keine neuere Darstellung zur Geschichte und Bedeutung jenes Symbols gegeben, das das 20. Jahrhundert wie kein anderes prägte. Das änderte sich in den beiden letzten Jahren: Kurz nacheinander erschienen Bücher von Lorenz Jäger (*Das Hakenkreuz. Zeichen im Weltbürgerkrieg*, Karolinger), des Rezensenten (*Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts*, Edition Antaios) und nun noch von Elisabeth Weeber über das Hakenkreuz. Das Buch von Weeber unterscheidet sich von den beiden anderen dadurch, daß die Autorin Archäologin ist. Ihre Ausführungen konzentrieren sich deshalb im Hauptabschnitt auf eine Analyse von Hakenkreuzfunden auf Samarra-Keramik, die im Übergang von der Jungsteinzeit zur Kupferzeit im Vorderen Orient verbreitet war. Da das Hakenkreuz hier bevorzugt mit Frauen, Skorpionen, Fischen und Wasser kombiniert dargestellt wurde, glaubt Weeber, daß es in diesem kulturellen Kontext ein Fruchtbarkeits-, keinesfalls ein Sonnensymbol war.
Dieser Teil der Ausführungen Weebers, die auf eine Zulassungsarbeit der Verfasserin zurückgehen, ist ohne Zweifel der stärkste des Buches, während die übrigen deutlich abfallen. Das macht sich besonders bemerkbar in der Darstellung der Geschichte der Wiederentdeckung und Rezeption des Hakenkreuzes seit dem 19. Jahrhundert durch die westliche Esoterik, die völkische Bewegung und den Nationalsozialismus. Weeber unterlaufen in der Darstellung Ungenauigkeiten und Fehler, die den Gesamteindruck des Buches trüben. Der Versuch, auf diesem Feld das Ganze zu erfassen, ist eben nicht Sache der Archäologie.

Karlheinz Weißmann

Symbol III: Zigarette

K. Bittermann / F. Döbler (Hrsg): *Smoke smoke smoke that cigarette. Eine Verherrlichung des Rauchens*, Berlin: Edition Tiamat 2008. 224 S., 15.00 €

Der Rauch ist auch jenseits des Klimageredes aus der Gesellschaft verbannt: Mit dem Rauchverbot in Gaststätten, auf Bahnsteigen, in Flugzeugen korrespondiert eine völlige Abwesenheit von Zigaretten in Kinofilmen. Sah man in den 60er Jahren noch Anna Karina, Belmondo oder Jean-Pierre Léaud in Filmen von Godard und Truffaut stilvoll und in Schwarzweiß rauchen, findet sich die Zigarette heute häufig nur noch als Ausdruck des Versagens und Scheiterns verwendet. Der vorliegende Sammelband des Tiamat-Verlags stellt sich dieser Entwicklung entgegen. »Eine Verherrlichung des Rauchens« heißt es im Buchuntertitel. Man beschwört die Ästhetik und das Lebensgefühl des Rauchers, wenn etwa Heiko Werning wehmütig über (die abgeschafften) Raucherabteile der Bahn als letzten Zufluchtsort vor lärmenden und aufdringlichen übrigen Fahrgästen schreibt. Wiglaf Droste verbeugt sich vor der rauchenden Frau, während der wütende Beitrag Sarah Schmidts in den 68ern die geistigen Urheber des Rauchverbots entdeckt. Formal weisen die Beiträge eine große Bandbreite auf, von Erzählungen, Polemiken und Essays bis zum Gedicht, häufig untermalt von Bildern und Comics. Eine dandyeske Pose zieht sich durch den gesamten Band. Ein gelungener Versuch, eine Gegenöffentlichkeit zum etablierten Bild des proletarischen und unverbesserlichen Rauchers zu schaffen! (Was ja sonst nur via Einzelpersonen geht, es lebe Helmut Schmidt!). Eine Hommage an den Genuß, der, wie es in Wernings Beitrag heißt, »so schön gegen den Zeitgeist« ist. Eine Hommage, die nicht nur Rauchern gefallen könnte.

Johannes Maximilian

Moral der Sieger

Brigitte Neary (Hrsg.): *Frauen und Vertreibung. Zeitzeuginnen berichten*, Ares: Graz 2008. 176 S., 19.90 €

Thematisch wie methodisch ähnelt das Buch der gebürtigen Deutschen, heute in den USA lehrenden Soziologin Brigitte Neary der zeitgleich bei Propyläen erschienenen *Freiwild*-Dokumentation von Ingeborg Jacobs. Beide Autorinnen lassen weibliche Zeitzeugen über das wenn nicht am eigenen Leib Erduldete, so doch mit eigenen Augen Gesehene nach der Niederlage 1945 zu Wort kommen: Flucht, Vertreibung und sexuelle Gewalt, alltägliche Begegnungen mit dem Tod und der je eigene Kampf ums Überleben – um nichts weniger als dies kreisen die Berichte. Nun ist die hier gepflegte Herangehensweise der *oral history* ein weites Feld. Während Jabobs die Erinnerungen ihrer Frauen hinsichtlich Lesbarkeit und Stringenz aufbereitete und deren Berichterstattung sorgsam führte, hat Neary ihre Gespräche allein in eine monologische Form gefaßt und wörtlich aufgeschrieben. Unlogische Überleitungen der Gesprächspartnerinnen bleiben unaufgelöst, allgemeinpolitische Äußerungen aus Sicht der Gegenwart drängen sich bisweilen in den Vordergrund. Neary arbeitete zehn Jahre an den 15 kurzen Zeitzeugenberichten. Anders als bei Jacobs überwiegt der Eindruck, daß bei vielen Frauen über die Ereignisse Gras gewachsen ist. Geblieben sind Gram und Bitterkeit – wer mag es ihnen verdenken? Lesenswert das Vorwort von Alfred de Zayas, der die Geschehnisse im deutschen Osten des Jahres 1945 unter das Stichwort »ethnische Säuberungen« einordnet. Er ruft Solschenizyn als Kronzeugen auf, der im *Archipel Gulag* schrieb: »Jeder von uns wußte, daß, wenn die Mädchen Deutsche waren, sie vergewaltigt und dann erschossen werden konnten. Das war fast so etwas wie eine Kampfauszeichnung …«

Ellen Kositza

Moral des Marktes

Franz Kromka: *Markt und Moral. Neuentdeckung der Gründerväter*, Grevenbroich: Lichtschlag 2008. S. 239, Leinen, 29.90 €

Freiheit, zumal die des Wirtschaftens, steht im kontinentalen Europa und namentlich in Deutschland nicht gerade hoch im Kurs. Kalt und herzlos sei sie, höchstens etwas für selbstbewußte Leistungsträger und reiche Söhne, doch nichts für das gemeine Volk. Ihr verführerischer Antagonist, die Gleichheit, findet da schon mehr Zuneigung. In ihr kann man es sich bequem machen; mit ihr läßt sich qua moralisierender Empörung der Neid anregen und die Linkspartei in die Parlamente tragen. Die weltweite Finanzkrise tut ein Übriges, und schon ist auch mancher »rechts der Mitte« von diesem Virus infiziert. Arbeiterführer Rüttgers und Sozialpopulist Seehofer sind die Wählermagnete der Union. Rechtsaußen propagiert man einen »nationalen Sozialismus«, der schon fast wieder linksaußen in Pjöngjang ankommt. Dabei geben uns die deutschen Gründerväter der sozialen Marktwirtschaft: Wilhelm Röpke, Alexander Rüstow, Alfred Müller-Armack, Walter Eucken, Franz Böhm und Ludwig Erhard eine Theorie an die Hand, die sich auch in der Praxis bewährt hat. Das sieht auch der Soziologe Franz Kromka so und erklärt im libertären Lichtschlag-Verlag (*eigentümlich frei*) den mit volkswirtschaftlicher Expertise chronisch unterversorgten Deutschen die Marktwirtschaft. Dabei wird es diejenigen, die gerne Kapitalismus, Marktwirtschaft und Entgrenzung synonym verwenden, erstaunen, wie stark sich die Väter der sozialen Marktwirtschaft der Bindungen des Einzelnen an Heimat, Familie, Natur und Moral nicht nur bewußt waren, sondern sie in eine interaktive, einander befruchtende Beziehung zum Markt setzten.

Torsten Uhrhammer

Moral des Widerstands

Frank-Lothar Kroll: *Intellektueller Widerstand im Dritten Reich. Heinrich Lützeler und der Nationalsozialismus*, Berlin: Duncker & Humblot 2008. 141 S., 16.80 €

Gerne gerieren sich heutige Rechte als Märtyrer in einer angeblichen Demokratur. Und in Relation zu anderen gesellschaftlichen Gruppen haben sie es heutzutage ja tatsächlich schwerer. Ein Ausweg, wenn man nicht resigniert, ist die erzwungene Nische. Genauer: widerständiges Leben. Frank-Lothar Kroll nutzt das Leben und Wirken des weithin in Vergessenheit geratenen rheinischen Katholiken und Philosophen Heinrich Lützeler, um Nischen des Widerstandes unter ungleich gefährlicheren Bedingungen nachzuzeichnen. Selbst die totalitäre NS-Diktatur ermöglichte diese Freiräume für nonkonforme Intellektuelle. Freilich nicht in allzu offener oder gar polemischer Gegnerschaft. Subtilität ist in solchen Zeiten schon gefragt. Und Haltung. Halt und Haltung fand Lützeler in seinem tiefen katholischen Glauben, als »Innerer Emigrant« auch in Max Scheler und Stefan George. Der an Volk, Staat und Gemeinschaft orientierte Lützeler beschrieb die Rolle jener Nischenkämpfer so: »Die in Deutschland verblieben und dafür sorgten, daß Anstand, Menschlichkeit und intellektuelles Niveau nicht ganz zugrunde gingen, mußten oft schweigen, oft sich anpassen, oft in kleinen Dingen so tun, als ob. Versagen wohnte dicht neben Unbeugsamkeit, Angst neben Mut – nicht selten im selben Menschen« und weiter: »Was aber schließlich in Deutschland an menschlicher Substanz noch gerettet wurde, war viel. Wir standen nach dem Zusammenbruch nicht geistig arm da, weder in Politik noch Wissenschaft«. Wenn wir heute totalitäre Anklänge finden, dann finden wir auch die Nischen, aus denen Widerstand möglich ist.

Torsten Uhrhammer

Heimat, verloren und versunken

Die versunkene Welt. Ein ostpreußisches Dorf in Erzählungen der Leute. Aufgeschrieben von Klaus-Jürgen Liedtke, Frankfurt a.M.: Eichborn 2008 (Die andere Bibliothek; 286). 425 S., 32 €

Das kleine Dorf Neu-Kermuschienen im ostpreußischen Landkreis Darkehmen (Regierungsbezirk Gumbinnen) existiert seit 1977 nicht mehr. Was es aber gibt, sind die deutschen Bewohner und deren Nachkommen, die diesen Ort auf der Flucht vor den Sowjets verlassen mußten. Der Schriftsteller Klaus-Jürgen Liedtke ist einer von ihnen, er war seit 1987 auf der Suche nach Informationen über seinen Großvater, der aus dem Ort stammte. Dabei besuchte er nach und nach alle noch lebenden Dorfbewohner und deren Verwandte und hörte sich ihre Geschichten an. Daraus formte er die Geschichte des Dorfes und seiner Bewohner. Beim Lesen weiß man nie, wer spricht. Doch immer geht es um die acht Höfe und die Generationen, die auf ihnen lebten, manchmal nehmen sich die Erzähler Fotos vor. Der Zeitraum erstreckt sich von der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bis in die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich die geflohenen Bewohner in alle Himmelsrichtungen zerstreuten und teilweise sogar nach Kanada auswanderten. Man erfährt viel über das Leben auf einem völlig abgelegenen Dorf, über die Auswirkungen des Krieges, über die Bewohner und ihre Geheimnisse. Das alles ohne moralischen Zeigefinger, Liedtke läßt die Leute erzählen. Und so entsteht das Bild einer doppelt versunkenen Welt. Versunken ist sie ja nicht nur, weil es das Dorf nicht mehr gibt oder dort keine Deutschen mehr leben, sondern auch, weil diese ganze Welt dörflicher Gemeinschaft versunken ist. Liedtkes Buch ist deshalb im doppelten Sinne notwendig und gut.

Erik Lehnert

Heimat als Überlieferung

Heinz Gollwitzer: *Kultur – Konfession – Regionalismus. Gesammelte Aufsätze*, Historische Forschungen, Bd 88, Berlin: Duncker & Humblot 2008. 340 S., 68 €

Bereits im vergangenen Jahr hatte der Passauer Historiker Hans-Christof Kraus ein mehr als 600 Seiten starkes Buch mit Aufsätzen des 1999 verstorbenen Historikers Heinz Gollwitzer herausgegeben. Hierin waren Fragen zur Weltpolitik und zur deutschen Geschichte abgehandelt worden. Jetzt folgt ein weiterer, etwas schmalerer, aber ebenso sorgfältig edierter Band, der sich mit Spezialthemen beschäftigt, die unter den Überschriften »Kultur«, »Konfession« und »Regionalismus« zusammengefaßt sind. Hervorgehoben seien neben dem ehrenden, aber keineswegs unkritischen Nachruf Gollwitzers für seinen Lehrer Karl Alexander von Müller zwei brillante Studien zur politischen Geistesgeschichte, die sich mit dem Historismus als kultur- und sozialgeschichtlicher Bewegung und mit der Deutung der mittelalterlichen Kaiserpolitik im 19. Jahrhundert befassen. Daneben findet sich ein Musterbeispiel für »weltliche Kirchengeschichte«, die »Vorüberlegungen zu einer Geschichte des politischen Protestantismus nach dem konfessionellen Zeitalter«. In den Bereich der von Gollwitzer selbst vertretenen konservativen Positionen führt der letzte Teil der Sammlung, der sich insbesondere mit der Geschichte der deutschen Heimatbewegung beschäftigt und die Sympathie erkennen läßt, die Gollwitzer für deren Zielsetzung empfand. Dies, obwohl er zweifelte, daß es in Zukunft noch geben werde, was man über Generationen als »Heimat« verstand. Immerhin empfehle es sich, »überlieferte Prägungen nicht vorzeitig und d. h., bevor man mit einiger Sicherheit Besseres und Gültigeres aufzuweisen hat, preiszugeben«.

Karlheinz Weißmann

Heimat als Erblast: Deutsche und Franzosen

Peter Sloterdijk: *Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008. 72 S., 7 €

Zeigt sich das Chamäleon Sloterdijk in diesem Vortrag von seiner ethnopluralistischen Seite? Zumindest lautet seine These in bezug auf die deutsch-französischen Beziehungen, daß es aufgrund der Nachkriegsentwicklungen keine Beziehung zwischen beiden Ländern geben könne. Das Verhältnis, formal im Freundschaftsvertrag besiegelt, sei als »Nicht-Beachtung« und »benigne Entfremdung« zu bezeichnen, »wie man sie manchmal zwischen ehemaligen Liebespartnern findet«. Womöglich will Sloterdijk hier aber auch die alte Volksweisheit »Was sich liebt, das neckt sich« zum Geschichtsgesetz erheben. Denn seiner Auffassung nach war das deutsch-französische Verhältnis seit Napoleon von solch einer Haltung geprägt. Den »Nachkriegszeiten« kommt in dem Zusammenhang so große Bedeutung zu, weil sich die Nation im Krieg durch Kooperation unter großem Druck bewähren muß, was für die Verlierer heißt, Ursachenforschung zu betreiben, um »im Dienste erhöhter Zivilisationstauglichkeit« umzulernen. Die Franzosen standen 1945 zwar im Lager der Sieger, hatten gegen die Deutschen aber verloren. Bei ihnen setzte eine »Kriegsergebnisfälschung« ein, bei den Deutschen das Umlernen. Beides sehr erfolgreich, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen. Während Frankreich die Nachkriegslüge in eine Wahrheit transformiert habe, indem es auf die Wehrhaftigkeit besonderen Wert legt, sei Deutschlands Umlernen zur Lüge geworden: die militärische Abhängigkeit von anderen. Dieses »Syndrom der anmaßenden Schwäche« könne »kommenden Prüfungen nicht standhalten«.

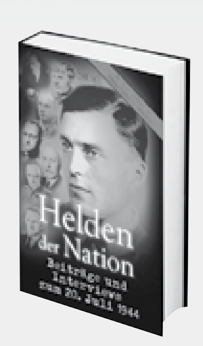
Erik Lehnert

»Es lebe das heilige Deutschland!«



» Es lebe das heilige Deutschland «
Das Vermächtnis des
20. Juli 1944

Die 28seitige Sonderbeilage der JUNGEN FREIHEIT zum 100. Geburtstag des Widerstandskämpfers Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Mit einem Exklusiv-Interview mit Philipp Freiherr von Boeselager, dem am 1. Mai 2008 im Alter von 90 Jahren verstorbenen Teilnehmer des 20. Juli 1944.
EUR 1,50 Euro / Best.-Nr. 89788



Dieter Stein (Hrsg.)
Helden der Nation
Beiträge und Interviews
zum 20. Juli 1944

Die Wochenzeitung JUNGE FREIHEIT widmet sich seit Anbeginn dem Widerstand, insbesondere Stauffenberg und dem 20. Juli 1944. Dieses Buch vereint erstmals alle wichtigen Beiträge und Interviews zum 20. Juli. Mit einem Geleitwort von Philipp Freiherr von Boeselager. 560 S., Pb.
EUR 28,– / Best.-Nr. 89787



Eberhard Zeller
Geist der Freiheit
Der 20. Juli

Unter den unzähligen Veröffentlichungen zur Geschichte des 20. Juli gilt Eberhard Zellers 1952 erstmals erschienenes Werk „Geist der Freiheit" bis heute als Meilenstein der Widerstandsgeschichtsschreibung. Mit einem Geleitwort von Nina Gräfin von Stauffenberg, der Witwe des Attentäters, und einer aktuellen wissenschaftlichen Einführung von Dieter Stein. 568 Seiten, Pb.
EUR 28,– / Best.-Nr. 88498



JF-Plakat zum
100. Geburtstag Stauffenbergs

Mit dem geheimen Eid der Erhebung vom 20. Juli 1944 und dem Vermächtnis Stauffenbergs, das er dem Erschießungskommando entgegenrief: „Es lebe das heilige Deutschland!"
Format: 59,4 x 84,1 cm, Qualitätsoffsetdruck, Versand in einer Papprolle.
EUR 9,90 / Best.-Nr. 89890

Jetzt bestellen bei: jf-buchdienst.de
JF-Buchdienst · Hr. Friedhold Praetorius · Hohenzollerndamm 27a · 10713 Berlin
bestellservice@jf-buchdienst.de · Bestellservice Telefon: 030-86 49 53 25



Vermeidbar: Weltkrieg II

Patrick Buchanan: *Churchill, Hitler and the Unnecessary War. How Britain Lost Its Empire and the West Lost the World*, New York: Crown Publishers 2008. 544 S., ca. 18 €

Es spricht sich in den angelsächsischen Ländern herum, daß die beiden Weltkriege gegen Deutschland ein Unternehmen von zweifelhaftem Nutzen gewesen sind. In diese Kerbe schlägt auch Patrick Buchanan mit seinem Buch über den »Unnötigen Krieg«, womit er in erster Linie den Zweiten Weltkrieg meint.
Der Autor ist als Politiker der christlich-konservativen Szene in den USA zuzuordnen und wird von zwei Hauptmotiven angetrieben: einem kategorischen Antikommunismus und dem Glauben an den Wert der angelsächsischen Herrschaft über den Globus. Explizit mit Bezug auf den aktuellen Niedergang der USA stellt er die Frage, wie England sein Empire und der »Westen« die Welt verlor, und er findet deutliche Worte: während Hitler keinen Krieg mit England wünschte, sei Churchill bemüht gewesen, den Krieg mit Deutschland um jeden Preis loszubrechen. Er sei kein Christ, sondern ein ruhmsüchtiger Heide in antiker Manier gewesen, zugleich ein Rassist, der auch angesichts von Massentötungen kein Mitleid zeigte. An mehreren Stellen wird der britische Kriegspremier mit Hitler gleichgesetzt.
Der Autor stützt sich auf englischsprachige Sekundärliteratur und weiß von der komplizierten europäischen Szene nichts. Das ist bei manchem englischsprachigen Universitätshistoriker nicht anders.
Buchanan erwähnt ungeachtet dieses Mankos Heikles, etwa die tschechische Provokation in der Maikrise des Jahres 1938 als Ursache des Münchener Abkommens. Seinen besonderen Wert hat das Buch als provokante Darstellung Churchills und als Signal für geschichtspolitisches Umdenken in den USA.

Stefan Scheil

Verzichtbar: Sogenannte Rettungsschirme

Karl Reichmuth (zusammen mit Beat Kappeler, Joachim Starbatty u. Uwe Wagschal): *Weg aus der Finanzkrise. Entscheid und Haftung wieder zusammenführen,* Zürich: NZZ Libro 2008. 150 S., 25 €

Glaubt man den Hauptnachrichten, generiert die Finanzkrise eine unvorstellbare Nachfrage – nach Rettungs- und Risikoschirmen, Hilfs- und Konjunkturpaketen. Ginge es nach den aktuellen Wirtschaftsmeldungen, dürfte schon bald der Quartalsbericht durch das Quartalsgericht abgelöst werden. Selbst der Finanzminister sieht eine Rezession nahen.
Was könnte helfen? Vielleicht ein Buch, dessen Titel nicht weniger verspricht als den Weg aus der Finanzkrise – und das jedem Finanzpolitiker und Bankier zur Pflichtlektüre angeraten sei. Schließlich drohen die staatlicherseits verfügten Maßnahmen zu einer enormen Zunahme der öffentlichen Schuldenlast zu führen. Dabei werden neue Regeln und Vorschriften oder größere Kontrollgremien nicht weiterhelfen.
Gerade die in Mitleidenschaft gezogenen Großbanken demonstrierten, wie »perfekte Prozesse zum perfekten Desaster« führten. Der Grund dafür ist das Auseinanderklaffen von »Entscheid und Haftung«.
Heißt: Die Verantwortung trägt kein Gesicht! So lautet das Fazit des Euro-Klägers und Vorsitzenden der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft Joachim Starbatty, dem sich die Idee zu diesem finanzpolitischen Vademecum verdankt. Mit Mark Aurel klärt er über die Kosten des Sozialstaates auf und zitiert Marcus Tullius Cicero (55 v. Chr.), der eine gewisse Zeitlosigkeit der Problematik demonstriert »Der Staatshaushalt muß ausgeglichen sein. (…) Die Zahlungen an ausländische Regierungen müssen verringert werden, wenn der Staat nicht bankrott gehen soll.«

Christian Dorn

Verfehlt: Verfassungsziele

Johann Braun: *Wahn und Wirklichkeit. Über die innere Verfassung der Bundesrepublik Deutschland*, Tübingen: Hohenrain 2008. 349 S., 19.80 €

Unter die rechts zu verortenden publizistischen Rundumschläge reiht sich nun auch Johann Braun ein. Der Ordinarius für Rechtsphilosophie (Passau) ist einem dankbaren Publikum als furchtloser Zeitgeistkritiker bestens bekannt; auch seine Beiträge in der juristischen Fachpresse ließen nie an Deutlichkeit zu wünschen übrig.
Die vorliegende, allgemeinverständliche, bisweilen gar polemisch geratene Schrift ist eine Art Generalabrechnung mit dem, was nach den beiden Kulturkatastrophen von 1933 und 1968 vom ehemaligen Land der Dichter und Denker übriggeblieben ist. Am stärksten ist sie dort, wo der Verfasser als Rechtsphilosoph zum Leser spricht und gegenwärtige Entwicklungen in überkommene geistesgeschichtliche Begrifflichkeiten einbettet. So zeichnet er die ideengeschichtliche Entwicklung des Rechtsstaates nach und zeigt daran, wie sich die aktuelle rechtspolitische Entwicklung wieder Zuständen annähert, die überwunden zu haben jeder aufrechte Demokrat gleichzeitig in ahnungsloser Hingabe beteuert. Ein Hauptgesichtspunkt ist dabei die zunehmende Vermischung von Recht und Moral zum Zweck der politischen Regelung des Denkens bzw. des privaten Raums – ein Rückschritt, dessen epochales Ausmaß durch sinnbefreites, gleichsam staatstheologisches Wortgeklingel kaschiert wird. Menschen nehmen Erkenntnisse der Hirnforschung an, um sich der Last der Willensfreiheit zu entledigen, die sie wegen seelischer Verwüstungen nicht mehr tragen können. Für Umfang und Technik der Gestaltung von Handlungsfreiheit durch den Staat ist aber entscheidend, ob er es mit willensfähigen Individuen zu tun hat.

Florian Wolfrum

Lesenswerte Langeweile

Jürgen Große: *Philosophie der Langeweile*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2008. 199 S., 39.95 €

Auf die Frage, was der Mensch sei, gibt die Philosophie, insbesondere die Philosophische Anthropologie, unterschiedliche Antworten. Er sei ein »Mängelwesen«, »weltoffen«, der »ewige Protestant« oder auch ein »exzentrisches Wesen«, dem der natürliche Mittelpunkt fehle. Aus der Wirklichkeit des Alltags lassen sich diese Typisierungen nur indirekt ableiten. Um so mehr begegnet man hier einem Phänomen, das dem Menschen ganz allein gehört: der Langeweile. Der Berliner Philosoph Jürgen Große (Jahrgang 1963) geht in seiner etwas akademischen Studie der Frage nach, was die Langeweile vor anderen Stimmungen auszeichnet und warum ausgerechnet sie das metaphysische Interesse auf sich gezogen hat. In dieser systematischen Frage nach dem Ort der Langeweile wird bereits deutlich, daß es diesen nicht gibt. Was es gibt, sind verschiedene Deutungen der Langeweile, die sich als ziemlich moderner Zugang zur Philosophie herausstellt. Große belegt das anhand der Etablierung der Anthropologie als Theologieersatz im 18. Jahrhundert, die in der Gestalt Schopenhauers ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. Seit Nietzsche hat die Langeweile ihren festen Platz im Arsenal der Kulturkritik, was Große unter Geschichtsmetaphysik subsummiert. Auf diesem Weg liegen für ihn auch die Werke von Philipp Mainländer und Eduard von Hartmann, von denen insbesondere letzterer zu Unrecht vergessen ist. Die Verortung der »neuzeitlichen Langeweile im Dreieck von Liebe, Arbeit, Macht« legt die Grundlagen der Massengesellschaft frei: Der zum Bedürfniswesen degradierte Mensch muß die Arbeit lieben, sich die Liebe erarbeiten und den Lebenssinn im Augenblick suchen.

Erik Lehnert

Vernünftige Vordenker

Hans-Jörg Bücking, Eckhard Jesse (Hrsg.): *Deutsche Identität in Europa*, Berlin: Duncker & Humblot 2008. 255 S., 98 €

Wenn uns in Jahrzehnten unsere hoffentlich zahlreichen Enkel fragen, ob denn unsere heutige politische Klasse nicht um die Lage der Nation hätte wissen können, so werden wir mit Blick auf und in die Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung (www.gfd-berlin.de) antworten: »Gekonnt hätte sie schon, doch das Interesse war wohl eher mäßig.« Auch im bereits 95. Band mangelt es weder an wissenschaftlichen Erkenntnissen noch an Lösungsvorschlägen für Problemstellungen unseres Landes. Dabei changieren die Einschätzungen der Situation je nach Thema und Bearbeiter. Während Ekkehard Klausa die Idee der Deutschen Leitkultur (wenn auch nicht unter Verwendung des Begriffes) auf dem Vormarsch sieht und Eckhard Jesse ein mindestens »subkutanes Nationalgefühl« im Zuge der Fußball-WM auf dem Weg zu einem neuen Patriotismus erkennt, alarmieren Helmut Jenkis und Stefan Luft mit der Aufbereitung unserer demographischen Gegenwart und Zukunft. Gerade Luft weist aber auch Wege aus der Krise. Optimistisch in Sachen Islam zeigt sich Ralf Egler, der einen aufgeklärten Euro-Islam für möglich hält, wenn die moslemischen Zuwanderer sich etwas weniger um den Koran scherten, als denn um andere Quellen ihrer Religion. In jedem Beitrag ist ein pragmatischer Patriotismus spürbar, der nach dem Bewahrenswerten Ausschau hält. »Noch ist Deutschland nicht verloren!« – hielte sich die Politik an die Expertise der GfD. Alle Autoren pflegen eine präzise und verständliche Sprache, wie sie für echte Fachleute geboten sein sollte, aber dennoch rar anzutreffen ist. Schade, sehr schade, daß diese hervorragende Reihe so wenig erschwinglich ist.

Torsten Uhrhammer

Kuriose Kohlköpfe

Lutz Rathenow: *Im Land des Kohls*. Illustriert von Tom Meilhammer, Regensburg: Edition Buntehunde 2008. 40 S., 19 Illustrationen, 13.90 €

Laut Nietzsche fühlt der lyrische Genius eine »Bilder- und Gleichniswelt hervorwachsen, die eine andere Färbung, Kausalität und Schnelligkeit als jene des Plastikers und Epikers« besitzt. Diese aus der *Geburt der Tragödie* gewonnene Einsicht korrespondiert bei Lutz Rathenow mit dem irritierenden Lachen Zarathustras, welches der modernen Groteske zuzurechnen ist. Seit je ist der Autor verschiedensten Formen des Bilderbuchs zugetan, sein bekanntestes Werk ist der mit dem Fotografen H. Hauswald herausgegebene Bestseller *Ostberlin*. Während bei diesem erstmals 1987 in Westdeutschland veröffentlichten Titel das MfS der DDR eine Nachauflage zunächst verhindern konnte, hatte es fünf Jahre zuvor ohnmächtig zuschauen müssen. Da erschien – parallel zur appellativen Phrase von der »geistig-moralischen« Wende – Rathenows illustrierte Groteske *Im Land des Kohls*. Die in limitierter Kleinstauflage bei einer Westberliner Handpresse veröffentlichte Slapstick-Erzählung demonstrierte die galoppierende Verblödung beim verbissenen Kampf um die politische Macht. Die hier vorexerzierten urkomischen Konstellationen handelten indes nicht nur von permanenten Mißverständnissen, sondern lösten selbige aus. Der erste Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden sah durch die Figur des »Ministers für innere Ruheundordnung« die Staatssicherheit diffamiert. Im Westen wurde dies fälschlicherweise mit Blick auf die beginnende Regierungsära Helmut Kohls gelesen. Nach 25 Jahren – inzwischen unter »dem Mädchen Kohls« – erscheint die Groteske nun, illustriert mit schrägen Figuren aus der Kaiserzeit, erstmals auf dem gesamtdeutschen Buchmarkt.

Christian Dorn

Ausgerechnet: Kunst & Politik I

Irgendwie ausgesessen scheint mittlerweile ein Skandal, der um Weihnachten herum die Gazetten füllte: Ausgerechnet Alexej Beljaew-Gintowt wurde in Rußland der mit 40.000 Euro dotierte Kandinsky-Preis zugesprochen, und ausgerechnet die Deutsche Bank ist Hauptsponsor der Auszeichnung (http://de.youtube.com/watch?v=9HbYDx1wImc?). Daß es nun innerhalb der sehr gespaltenen Jury ausgerechnet die Stimme des Deutsche-Bank-Vertreters Friedhelm



Hütte war, die den Ausschlag gab, sorgte dann doch für »Empörung«. Wo? Halt bei denen, die über künstlerische Korrektheit wachen, weil sie die mit der politischen in eins setzen. Es ist so: Beljaew-Gintowt pflegt einen heroischen Stil und malt äußerst symbolträchtige Bilder. Das ausgezeichnete Monumentalwerk heißt »Brüder und Schwestern« und zeigt eine gebannt (Stalin?) lauschende Menschenmasse. Es wird nun vermutet, daß Hütte oder auch die Kuratorin des New Yorker Guggenheim-Museums die Ironie der Bildsprache honoriert hätten, doch damit dürften sie weit gefehlt haben. Die Kunstrichtung, der sich der Geehrte – selbst ein Bild von einem Mann! – zurechnet, nennt sich ausgerechnet schön »Neue Ernsthaftigkeit«. Und mehr noch: Beljaew-Gintowt trägt Seitenscheitel, zählt sich zu den Vordenkern des rechtslastigen »Eurasischen Jugendbundes« und hegt megalomane Hegemonieträume, die abtrünnigen Sowjetstaaten betreffend. Sein Werk wird nun in London und Kiew ausgestellt. Aufgefallen ist uns der Künstler erstmals als Beiträger im typoskriptisch wie kryptisch gehaltenen *Ästhetischen Beobachter* des vielgefragten Berliner Künstlers Dennis Rudolph. Rudolph wiederum ist ein quecksilbriger, feinnerviger Typ, der jegliche politische Vereinnahmung weit von sich weist. Daß dies keine Attitüde ist, dürfte wahr sein, ist aber schwer zu erklären angesichts der (handwerklich hohen) Kunst, die er präsentiert: Zitatfetzen von Spengler, Nietzsche und Weininger wabern durch Raum und Bilder, und nicht zuletzt wäre da seine (bereits zum allergrößten Teil verkaufte) düstere »Deutsche Ahnengalerie« mit Porträts deutscher Soldaten (www.aesthetischer-beobachter.de).

Abgerechnet: Kunst und Politik II

Keinen Eintrag im Großfeuilleton dürfte es am 9. März zum 130. Geburtstag der ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel geben. Langsam und schrittweise, aber keineswegs zufällig ist die 1964 verstorbene Königsbergerin dem Vergessen anheimgefallen. Als zum 100. Geburtstag die Bundespost ihr eine Briefmarke verehrte, kannte jedes Schulkind Miegels Ballade der Frauen von Nidden. Heute ist die aus den Büchern weitgehend getilgt, und ihre Verfasserin gilt als Namensgeberin untragbar. Wer etwa unter www.Agnes-Miegel-Schule.de nachschaut, wird erklärungsfrei aufs Portal der neubenamsten Astrid-Lindgren-Schule in Willich verwiesen. Auch andernorts wird fleißig umbenannt. Daß die Dichterin sogar von Reich-Ranicky kanonisiert wurde und nicht nur die *Zeit* bezüglich ihres Schaffens von »höchster Meisterschaft« schwärmte, ist zwar das eine; daß Hitler Miegel auf eine »Gottbegnadetenliste« setzte und umgekehrt sie dem »Führer« ein Poem widmete, ist das andere. Ähnlich verhält es sich übrigens mit dem Dichter Börries von Münchhausen, dessen Geburtstag sich ebenfalls im März zum 130. Mal jährt. Er war Freund und Förderer der Miegel. Bei seiner Familie kam sie nach der Flucht vor der Roten Armee unter. Da hatte von Münchhausen selbst seinem Leben bereits ein Ende gesetzt.

Jahrgang 1973

»Wir wollen Straßen, Städte, Länder, Menschen ganz genau beseh'n«: Wer (unter Westdeutschen freilich) in den mittleren Siebzigern nicht fernsehfrei frühsozialisiert wurde, dem wird die Melodie dazu noch in den Ohren klingen. Endlich gibt es 26 Folgen der ab 1973 für das ZDF produzierten (Vorschul-) Kinderserie *Kli-Kla-Klawitterbus* auf DVD. Klar, mit der Nostalgie ist das so eine Sache: Nicht auszudenken, daß die künftigen Enkel von den eigenen Kindern mal mit Doofies wie »Spongebob« oder »Bob der Baumeister« traktiert werden würden … Immerhin war rund um den Klawitterbus – etwa bei den Marionetten Klicker, Elvira und Klamotte (aus der Augsburger Puppenkiste)

und den knetfigürlichen »Wilden Männern« – die Welt (und die kindliche Kleidermode) noch sehr in Ordnung. Der hübsch gesungenen Aufforderung, beim Glotzen mal zwischendurch tüchtig herumzuhopsen, kommt auch die Generation 2003 gern nach. Die 68er waren damals in Bayern noch nicht wirklich angekommen, trotz der ohrwurmtauglichen Erkenntnis: »Ich sag dir was: Krach macht Spaß!« Dagegen ist wenig zu sagen. 4 DVDs im Pappschuber, ca. 750 Min. Laufzeit, www.universumfilm.de

Schwarzweiß

Wer heute ernsthaft (oder auch nur versehentlich: wir haben noch die Watsche gegen den Logistikunternehmer Klaus-Michael Kühne und seine »reinrassig deutsche« Firma vor Augen) von Rassen spricht, wenn er über Menschheit redet, gilt bestenfalls als Tolpatsch, schlimmstenfalls als böswillig. Doch wer sind eigentlich die wahren Ignoranten angesichts der Tatsache, daß annährend 95 Prozent der starkpigmentierten US-Bürger »ihren« Obama wählten? Der Freiburger Mediziner Holger Schleip hat eine temperamentvolle und faktenreiche, an maßgeblicher und neuester Literatur orientierte Studie veröffentlicht, die sowohl der, ja, »Rassenfrage« als auch geläufigen Rassismus-Definitionen nachgeht. Rushton, hilf! Moral, sprich! Soziobiologie, klär auf!
Holger Schleip: *Braucht die Menschheit Rassen? Über biologische Vielfalt, Rassismus und Antirassismus.* Zu beziehen ist die vierzigseitige, geheftete Studie für 10 € inkl. Versand bei dem Friedensforscher Alfred Mechtersheimer: Unser Land – Wissenschaftliche Stiftung für Deutschland e.V., PF 1555, 82305 Starnberg, Fax: 08151/270705, E-Post: info@unser-land.de.

Die absolut Guten

Ja, es ist wieder soweit. Nach einer Umfrage der Initiative »Laut gegen Nazis« hatten 70 Prozent aller Gastronomen »in jüngster Zeit« »Probleme mit Nazis«. Wir kapieren schon – es dürften *Neo*nazis gemeint sein, auch wenn eine redaktionelle Kurzumfrage unter uns Nachtkappen auf völlige (= 0 Prozent) Kenntnislosigkeit solcher Vorgänge hinausging. Kneipen-, Bar- und Hotelbesitzer steht nun – unterstützt sowohl von der einschlägigen Amadeu-Antonio-Stiftung und der weniger einschlägigen deutschen Nationalstiftung Helmut Schmidts – ein Aufkleber zur Verfügung, mit dessen Hilfe sie ihren Betrieb selbst entsprechend zertifizieren können: Rassisten und Antisemiten werden dort nicht bedient. Die bislang sich beteiligenden Lokalitäten befinden sich in Hamburg, Frankfurt, Bochum, Hannover etc., sämtlich in Großstädten also, wo – ja, wie sollen wir's sagen – eine



solche Exklusionsstrategie schon extrem mutig ist. »Sich im bürgerlichen Rahmen stark gegen rechts machen, ohne gleich schwarze Kapuzenpullover zu tragen und Steine zu schmeißen, ist sehr schwierig«, klagte Restaurantchef und CSU-Mitglied Christian Mittermeier dem Frankfurter Stadtmagazin *Prinz*. Er selbst erlaubt auch seinem »besten Gast« keine »vermeintlich kleinen Alltagsrassismen«. Aber Unterschichtenkram wie Mohrenköpfe oder Zigeunerschnitzel gibt's bei Mittermeier in Rothenburg/Tauber eh' nicht, und über Abhörvorrichtungen an den Bestegästetischen wiederum können wir nur mutmaßen. Mittermeiers scharfes Abgrenzungsprofil gegen rechts fußt auf der Selbstzuschreibung »konservativ«– ach ja.

Festschrift Maschke

Über ein Jahr liegt der 65. Geburtstag von Günter Maschke jetzt bereits zurück, der am 15. Januar 1943 in Erfurt geboren wurde. Mit einiger Verspätung traf die Festschrift bei uns ein, die die spanische Zeitschrift *Empresas políticas* dem einzig wahren »Renegaten der 68er Generation« (J. Habermas) gewidmet hat. In dem Band versammeln sich einige gültige Beiträge, die sowohl Maschke zur Ehre gereichen als auch den Leser belehren. Frank Böckelmann untersucht den Sieg der 68er auf seine Ausgangslage hin, Ernst Nolte beschreibt die Weimarer Republik als ein aktuelles geschichtliches Paradigma, Stefan Dornuf druckt seinen Vortrag über »Rechte Leute von links« (den er auf einer IfS-Akademie gehalten hat) ab, Manfred Lauermann widmet sich dem Sinologen und Schmitt-Interviewer Joachim Schickel. Lorenz Jäger und Martin Mosebach tragen ebenfalls zu der rund 350seitigen Würdigung Maschkes bei, daneben einige spanischsprachige Autoren. Die Schmitt-Freunde kommen bei den Beiträgen von Piet Tommissen (über Hugo Ball und CS), Gerd Giesler (über die

Edition Maschke) und den drei Briefen Schmitts an Maschke auch nicht zu kurz. In Deutschland für 26 € zu beziehen über www.antaios.de.

Neue Rechte?

Wenn erwachsene Menschen von ihren »Hobbys« reden, gerät unsereins ohnehin ins Grübeln. Es verstärkt den Hang zum Misanthropen, wenn man lesen muß, was mit der viel zu vielen Freizeit alles angefangen werden kann: surfen, fernsehen, stundenlang die da und dort aufgefundenen Rezepte nachkochen, Schuhe kaufen, nörgeln. Oder eben: Eine 606seitige Dissertation über *Das Weltbild der Intellektuellen Rechten* zu verfassen. Die Nerven und die Zeit möchten wir haben! Der eigentliche Clou an der Fleißarbeit von Klaus Kornexl ist, daß das 82 Euro teure Ding (Herbert Utz Verlag, München) anhand der *Junge-Freiheit*-Ausgaben von 1986–1999 (!) verfaßt wurde. Sein Fazit: Nicht konservativ, sondern rechtsextrem, nicht »neu«, aber doch irgendwo »intellektuell« sei diese Rechte. Dieter Stein sagt nichts anderes schon seit etwa 100 Jahren. Vielleicht berichtet Kornexl ja 2019 darüber, wenn ihm immer noch langweilig ist.

Scheidewege

Die Jahresschrift für skeptisches Denken und Konrad Lorenz passen, was die kulturkritische Grundüberzeugung betrifft, eigentlich sehr gut zusammen. Um so erstaunlicher, daß sich Lorenz nicht unter den Autoren findet, nicht einmal in jener Zeit, als er die *Acht Todsünden der zivilisierten Menschheit* schrieb. Als Referenzgröße dient Lorenz hier gleichwohl häufiger – so auch im neuesten, dem 38. Jahrgang, hier allerdings nur am Rande. Der bekannte Biologe Josef H. Reichholf (der in seinem aktuellen Buch die Seßhaftwerdung des Menschen mit dem Bier erklärt), beklagt sich über den Naturschutz. Nicht weil dieser die Natur schützt, sondern weil er dem interessierten Menschen die Natur vorenthält: »Wäre die Vergleichende Verhaltensforschung überhaupt entstanden, hätte es die heutigen Artenschutzbestimmungen schon in der Kindheit und Jugend von Konrad Lorenz gegeben?« Lesenswert: Nachhaltigkeit als Begriff der deutschen Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts (Ulrich Grober), Kritik am Konsumismus (Ziad Mahayni und Christian Dries) und Sterben (Thomas Fuchs). Merkwürdig: drei Elogen auf Hans Küng. Bezug über: www.scheidewege.de und www.hirzel.de.

Helmut Schelsky

Wo das Wahre schwer greifbar geworden ist, lohnt es sich, das Wirkliche zu erfassen. Weit entfernt von dem schwammigen Feld, das sich heute »Soziologie« nennt, hat Helmut Schelsky, Jahrgang 1912, die Gesellschaftskunde als Wissenschaft etabliert. Jahrzehnte war der gebürtige Chemnitzer außerhalb konservativster Kreise nahezu vergessen worden; erst seit ein paar Jahren erfahren – aufgrund des prognostischen Werts – seine soziologischen Forschungen zu Jugend, Familie, Sexualität und Institutionen eine Renaissance. Das einstige NSDAP-Mitglied, Assistent und Schüler Arnold Gehlens, studierte in Königsberg und Leipzig, lehrte in Hamburg und Münster und baute dann in Bielefeld – wo ihn die linken Herren später schmähten – die erste soziologische Fakultät der BRD auf. Seine These von der »nivellierten Mittelstandgesellschaft«, in der nicht nur die Milieus, sondern auch Jugend und Erwachsenendasein verschwimmen, erweist sich heute als gültig. Aufgrund ihres Erkenntnisreichtums immer noch lesenswert sind sowohl *Die skeptische Generation* (1957) als auch seine Anti-68er-Intellektuellenschelte *Die Arbeit tun die anderen* (1975). Am 24. Februar 2009 jährt sich Schelskys Todestag zum 25. Mal. In der Januar-Ausgabe der Zeitschrift *Soziologie* (Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; soz-red@sozio.uni-leipzig.de) würdigt Bernhard Schäfers aus diesem Anlaß das Werk des großen Denkers – wenn auch zuvörderst dessen Schriften ohne politische Implikation.

Gegengift

Wer die konservative Szene ein wenig näher kennt, weiß, daß moderne Rechte in nahezu allen Feldern der gängigen »Lebensweltanalysen« zu finden sind. Wir finden sie bei den Traditionalisten genauso wie bei den Hedonisten, unter Yuppies wie Tagelöhnern. Wenn das nicht gleich ein Zeichen von Subversion ist, so doch eines von erstaunlicher Buntheit, die sich auch auf dem Zeitschriftenmarkt niederschlägt. Wem manche Periodika des sogenannten Konservatismus zu artig, zu theorielastig, zu konfessionell oder zu hausbacken sind, mag an dem stets pünktlich zum 1. und zum 15. eines jeden Monats erscheinenden Din-A-5-Heft *Gegengift* seine Lesefreude haben. Eine Zeitschrift wie ein guter Wein – sie wurde mit den Jahren stets besser. Kurzweilig, pointiert, doch nie oberflächlich kommentiert hier ein breiter Autorenstamm unter der Redaktion von Michael Ludwig das politische, kulturelle – oder auch mal private – Tagesgeschehen. Auf gehörigem Niveau wendet sich das knallrot gefaßte Heft an »Selbstdenker«. Zu den hier vertretenen Edelfedern zählen Thorsten Hinz, Heimo Schwilk und Ulrich Schacht. Ein vierteljähriges Probeabonnement der zweiunddreißigseitigen Zeitschrift gibt's für 15 €, der Bezug für ein Jahr kostet 60 € inklusive Versand. Kontakt: Gegengift, Gerstenstraße 2, 85276 Pfaffenhofen, E-Post: kontakt@gegengift-verlag.de.

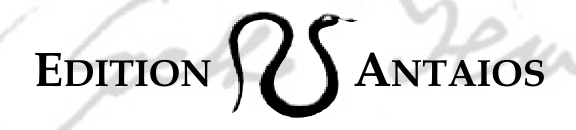
Werkstatt-Discorsi

Briefwechsel zwischen Carl Schmitt und Hans-Dietrich Sander

Hrsg. von Günter Maschke und Erik Lehnert
528 Seiten, gebunden, 44,00 €
ISBN: 978-3-935063-28-9



Der umfangreiche Briefwechsel zwischen Carl Schmitt und Hans-Dietrich Sander beginnt am 22. Mai 1967 mit einem kurzen Schreiben Sanders: Er sendet auf Empfehlung Armin Mohlers einen Aufsatz. Gut zehn Jahre und mehrere hundert Briefe später antwortet Schmitt am 9. August 1978 ein letztes Mal. Sander versucht bis 1981 vergeblich, den Faden wieder anzuknüpfen. Was liegt dazwischen? Wir können einen Gedankenaustausch verfolgen, der präzise und ohne Floskeln die intellektuelle Arbeit zweier Geister und ihre Einschätzung der Lage nachzeichnet. Gleichzeitig dokumentieren die Briefe die Ausgrenzung Sanders aus der bundesdeutschen Diskussion und aus den Zeitungen, in denen er zunächst noch schreiben konnte.



Rittergut Schnellroda • 06268 Albersroda
Tel / Fax (034632) 90941 • www.antaios.de

Zertrümmerung – 100 Jahre Futurismus

von Till Röcke

Als Gottfried Benn mit seiner 1951 in Marburg gehaltenen Rede *Probleme der Lyrik* die poetologische Summe seines dichterischen Schaffens zieht, läßt er zu Beginn in einer knappen Epochenschau die Stadien der literarischen Moderne Revue passieren. Beim Avantgardismus angelangt heißt es: »Das Gründungsereignis der modernen Kunst in Europa war die Herausgabe des *Futuristischen Manifestes* von Marinetti, das am 20.02.1909 in Paris im *Figaro* erschien. ›Nous allons a sister à la naissance du Centaure – wir werden der Geburt des Zentauren beiwohnen‹ – schrieb er und: ›ein brüllendes Automobil ist schöner als die Nike von Samothrake.‹ Dies waren die Avantgardisten, sie waren aber im einzelnen auch schon die Vollender.« Benn rechnet dem Futurismus die Stellung des Gründungsmythos moderner Kunst zu und unterstreicht damit eine Sichtweise, die er in ähnlicher Situation, gleichwohl unter anderen politischen Rahmenbedingungen, 17 Jahre zuvor schon einmal artikuliert hat: Im *Gruß an Marinetti*, vorgetragen am Abend des 29. März 1934, anläßlich eines Empfangs der Union Nationaler Schriftsteller zu Ehren des Futuristen Filippo Tommaso Marinetti.

Diese Rede stellt ein auch noch heute bemerkenswertes Plädoyer für die moderne Kunst in Deutschland dar, als deren literarischer Vorkämpfer sich Benn zu präsentieren sucht, um nur wenige Monate später – man weiß es – Gewißheit über sein gnadenloses Scheitern zu erlangen. Die Zeiten sind faschistisch, darin erkennt Benn die historische Chance, dem gliedernden Machtstaat die Weiterentwicklung der avantgardistischen Periode, das Massieren ihrer durch permanente Sprach-Zertrümmerung freigesetzten poetischen Kräfte zu übertragen. Und diese Phase des Aufstiegs ist unverzüglich zu nutzen, soll sich die tiefgreifende gesellschaftliche Umwälzung realisieren, jene gesteigerte Lebenskultur als Voraussetzung der Übermenschen–Existenz, der finalen Austreibung des europäischen Nihilismus. Diese Moderne Kunst ist grundsätzlich, da eben modern, also ohne Einbettung in ein harmonisches Weltbild, der Zersplitterung anheimgegeben. Diesen Zustand nun abstellen zu können ist die Angelegenheit der Stunde, die Torso gewordene Kunst, wenn schon nicht gänzlich zurück in eine vormoderne »All–Einheit« zu führen, so doch an das mit eiserner Hand ordnende Regime zu binden – freilich als metaphysisches Gestirn, der rein funktionalen Betriebsamkeit des Staates übergeordnet.

Benn sieht in der Modernität des (runderneuerten) Expressionismus alles angelegt, um die mythenschwere Dichtung des Gestern mit den Ansprüchen diverser zeitgenössischer Wissenschaftsdiskurse zu versöhnen. »In diesem Fall ist die Kunst nicht der manipulierte, sondern der manipulierende Wirt, der den implementierten Keimlingen, sprich: Sprachmaterialien unterschiedlichster Herkunft erst Form und Gestalt verleiht« (Wegmann). Oder anders ausgedrückt: Das technische Zeitalter erfährt seine ästhetische Disziplinierung.

Doch immer noch zu deutlich droht Nietzsches artistischer Größenwahn aus den Untiefen des 19. Jahrhunderts, sein Untergang im rein Geistigen, als daß Benn dieses Menetekel ignorieren kann. Seine moderne Vision braucht also einen Kronzeugen, einen, der Deutschland zum Vorbild dienen kann, einen, der möglichst das gleiche Ansinnen unter gleichen Umständen durchzusetzen gewußt hat. Es braucht einen wie Marinetti, den »Hersteller und Direktor des Futurismus« (Benn). Doch was hat es auf sich mit dem Futurismus in Italien? Was bewirkt seine Kunst, was stellt er überhaupt dar?

Bezeichnend ist die Nähe zur politischen Praxis, der die Strömungen der Avantgarde, freilich in unterschiedlicher Ausprägung, wie nie zuvor in der Geschichte der schönen Künste huldigen. In Rußland inspiriert der Futurismus Majakowski und Tretjakow, in England den Vortizismus. Das deutsche Pendant, der Expressionismus, verliert hingegen nie eine gesunde Skepsis vor dem allzu Geharnischten aus dem Süden, zudem gesellt sich die Tatsache einer eigenständigen Entwicklung in Literatur und bildender Kunst, die deutlicher in der Tradition des 19. Jahrhunderts steht oder sich

an deren Einflüssen abarbeitet. Dennoch: Die Gesellschaft, das öffentliche Leben des noch jungen technischen Zeitalters mit dem Stimulans des Ästhetischen, also der *Anschauung* als scharfem Kontrast zur systematischen Prozedur der Aufklärung, in irgendeiner Weise zu durchdringen, zu verändern – dieser heutigen Lesern mitunter kurios anmutende Aktionismus findet sich in allen Schulen; im italienischen Futurismus am heftigsten und in seiner ganzen Absurdität.

Die Literaturwissenschaft hat drei Phasen des Futurismus herausgestellt: Die erste Phase (1909 – 1915) ist ohne ernstzunehmende parteipolitische Vorstellungen, dafür um so reichhaltiger gesegnet mit einer metapolitischen Brisanz, die ganz avantgardistisch der Auflösung von Traditionen gewidmet ist. Nichts geringeres als das Ende der Geschichte stehe bevor, ein Ausbruch aus dem »Käfig der Logik« und die Etablierung eines zukünftigen Lebensgefühls, dem Gestus der puren Bewegung. Der futuristisch erleuchtete Mensch ahne bereits das befreite Gefühl der umfassend mobilisierten Gesellschaft, vorerst nur räumlich begrenzt, doch stehe er hierarchisch bereits über jenen noch geschichtlichen Individuen, deren Dasein sich noch ganz im Rückständigen sammle. Gefordert wird ein Hang zur Zerstörung, der als Katalysator im Krieg als »einzige Hygiene der Welt« auftrete, und keinesfalls imperialistische Ziele, sondern einzig den Krieg als reinsten »Dinamismo«, als Beschleunigungsritual begreife. Der Nationalstaat, der, dem Berichterstatter Marinetti folgend, schon 1911 im Krieg gegen das Osmanische Reich als Träger der futuristischen Ideen fungierte; ja der ganze, sich wenig später im Ersten Weltkrieg erneut leidenschaftlich entfaltende Panitalianismus habe nur eine Existenzberechtigung: die Errichtung einer Weltordnung, die getragen werde von einem »begeisterten Ja des Menschen zu der Form der Zivilisation, die sich unter unseren Augen gestaltet.« (Boccioni) Was hier Raum greift, ist die »Schaffung eines a-humanen Typus«, dessen Überlegenheit keine Fragen offenlasse: »Gewissenspein, Güte, Gefühl und Liebe stellen nichts als zerfressende Gifte der unerschöpflichen vitalen Energie dar, bloße Barrieren für den Fluß unserer mächtigen physiologischen Elektrizität.« (Marinetti). Der Futurismus, so ist er sich sicher, werde den Menschen als riskiertes, auf Ordnung angewiesenes und sich in seiner Existenz als historisch verstehendes Wesen endgültig eliminieren. Er schaffe eine maximale Todesnähe durch die ewige Wiederkehr der Hochgeschwindigkeit, des permanenten Überholvorgangs via Standstreifen. So ist denn jene »literarisch-weltanschauliche Erneuerungsbewegung« (Christa Baumgarth: *Geschichte des Futurismus*, Reinbek 1966) im Kern die Übertragung einer bedingungslosen Affirmation des technischen Fortschritts in die Kunst.

Die zweite Phase (1918 – 1920) zeichnet sich durch einen pragmatischen Zug aus. In der Nachkriegszeit nimmt sich Marinetti gesellschaftlicher Probleme an und geht auf Distanz zu seiner höchsten Tugend, der Destruktion. Sein Gast-



Rougena Zatkova »Portrait von Marinetti«, 1914

spiel im Parteiensektor soll jedoch nicht lange währen. Die 1918/19 regional entstehenden *fasci* und deren Zusammenschließung zur Futuristischen Politischen Partei auf der einen sowie der 1919 ins Leben gerufene Frontkämpferverband der – zum Teil auch aus Futuristen bestehenden – Eliteeinheit der *Arditi* auf der anderen Seite sind noch im selben Jahr das Zünglein an der Waage, als Mussolini die *fasci di combattimento* aus der Taufe hebt. Marinetti wird in das Zentralkomitee gewählt und ist begeistert. Nun beschäftigen ihn die Reform des Beamtentums oder die Durchsetzung des Achtstundentages. Doch noch im selben Jahr kriselt es, bei den Wahlen im November fährt Mussolinis Partei eine herbe Niederlage ein, und im Jahr darauf ist endgültig Schluß: Eine zu große Distanz gegenüber sozialpolitischen Ansätzen und ein sträfliches *laisser-faire* im Umgang mit der verhaßten Monarchie sowie dem Klerus. Die Antithese ist offensichtlich, Marinetti sieht sich als individuellen Anarchisten, Mussolini hingegen beginnt unverhohlen sein Streben nach größtmöglicher Machtfülle, die durch einen restriktiven Einparteienstaat erreicht werden soll. Ab 1920 mutiert der radikale und revolutionäre Faschismus zu einer durch taktisches Geplänkel und Kompromißbereitschaft geprägten Bewegung. Es entsteht eine »charismatische Patronagepartei der politischen Rechten« (Stefan Breuer).

Wer mit dem »Physiognomischen Zugriff« Armin Mohlers (*Der faschistische Stil*, zuletzt Schnellroda 2001) vertraut ist, wird an jener Sollbruchstelle zudem mehr als nur ein Ränkespiel unter Polit-Hasardeuren erkennen. Es findet eine Akzentverschiebung statt, weg vom tonangebenden *faschistischen* Stil der Tatmenschen, hin zum *etatistischen* der Verwaltungscharaktere und deren Status-quo-Prinzip. Dieser Stil bleibt denn auch vorherrschend, bis zum Herbst 1943 in der Republik von Salò, nach vorangegange-

nem Bruch Mussolinis mit dem König, die Abwicklung des totalitären Apparates auch jenen ihn stützenden, funktionalen Typus wieder ins zweite Glied treten läßt. Die nun »alle Verbürgerlichung, alle Verfilzung mit dem italienischen Establishment« (Mohler) abwerfende Nomenklatura degeneriert auf ein Mindestmaß, und es vollzieht sich die Rückkehr des faschistischen Tatmenschen auf die Bühne der Öffentlichkeit.

Doch zuvor, mit Beginn der dritten Phase (1923/24–1944), geschieht nach drei Jahren der Abstinenz die Kehrtwende; Marinetti nähert sich der Partei an und versucht, dem nunmehr zahnlosen Futurismus wieder politisches Gewicht zu verleihen. Er erteilt politischen Alternativen, etwa dem Kommunismus, als einer »alten Formel für Mittelmäßigkeit« eine klare Absage und deklamiert den sich durchsetzenden Faschismus als der futuristischen Anschauung am dienlichsten. Unbeirrt hält er bis zu seinem Tod 1944 am Glauben fest, daß sich die »wunderbare, uneigennützige, kühne, antisozialistische, antiklerikale und antimonarchistische Seele von 1919« letzten Endes doch im Faschismus verwirklichen lassen könne. Aber vergebens – Mussolini festigt die 20er Jahre hindurch seine Macht, hofiert die Eliten und gibt der klassisch orientierten Kunst den Vorzug. Die avantgardistische Kunst steht als politischer Faktor fortan im Abseits, wenn auch in ihrer Existenz keinesfalls von Zensur bedroht und sich im Geistesleben durchaus behauptend.

Die Gretchenfrage der Literaturwissenschaft in bezug auf Marinetti ist seit jeher der faschistische Lackmustest. Hat er oder hat er nicht? Ist der Futurismus ein Trabant Mussolinis, oder dessen Kraftquelle? Läßt man die mäandernde Landschaft der Totalitarismustheorien vergangener Jahrzehnte in den Hintergrund treten, so leuchtet die Analyse ein, daß es sich beim Faschismus um mehr als einen irgendwie vom Bürgertum gesteuerten Abwehrkampf gegen wen auch immer, sondern um ein Phänomen handelt, dessen Erscheinung eine Gleichzeitigkeit zweier Prinzipien unbedingt voraussetzt: Idee und Affekt. Abstrakter: eine Melange aus Ideologien und Interessen. Dabei verblaßt die handelsübliche Erscheinung des Nationalismus als Ahnherr des Faschismus, und es wird ein Widerstreit beider deutlich. Ersterer bewegt sich von einer geistigen Idee getragen in Richtung Politik, um dort ohne Zugeständnisse an vorhandene Gegner dieselbige umzusetzen. Zweiter wurzelt partiell ebenfalls im Intellektuellen, setzt seinen Schwerpunkt aber im politischen Bereich, indem dieser den Rahmen der oben aufgeführten Melange bildet und so einer ideologischen Starre wie einem Sektierertum die Grundlage entzieht. Denn immer ist in Bewegung, was nach vorne geht.

Diese Darstellung ist als eine Erweiterung der Mohlerschen Physiognomie zu verstehen, die den *faschistischen Stil* als eine unter mehreren, immer gleichzeitig auftretenden Verhaltensweisen ausweist. Zwar später mit eindeutig geschwächter Position im Machtkampf innerhalb des italienischen Regimes, doch von grundsätzlicher Tätigkeit. Dies durchgeführt als »typologische Erörterung« vom Soziologen und Kenner der Materie Stefan Breuer (*Nationalismus und Faschismus*, Darmstadt 2005), bietet den plausibelsten Zugriff, eben auch auf das Verständnis des Futurismus, der unter allen Umständen Zukunft sein will, also Anti-Stillstandspolitik, bei Vernachlässigung ideologischer Elaborate. Er will global ausgerichtet agieren und betrachtet den Nationalstaat, wie erwähnt, als eine Art Individuen-Beschleuniger, dessen Form selbstredend der Überwindung anheimfallen wird, wenn das »mechanische Nomadentum« (Ciotti) erst einmal die Lebenswirklichkeit bestimmt.

Folgerichtig bezeichnet Marinetti die Beziehung von Futurismus und Faschismus als das Verhältnis zwischen Maximal- und Minimalprogramm – globales Endziel versus nationalstaatliche Sicherung. Der Faschismus ist die politische Filiale des Futurismus, das Komplement einer sich genuin als wirklichkeitsgestaltend verstehenden Avantgarde, die sich einer notwendigen Bindung an den Bezirk außerhalb der Ateliers und Lesesäle – also den politischen Raum – ohne Zweifel und zu jeder Zeit bewußt ist. Zwar gerät dieser schon bald zu einem Dickicht, das den Radius erheblich einschränkt, doch schmälert das die Absicht nicht.

Es sei noch einmal an das ästhetische Prinzip erinnert, dessen Geist die »nominalistische Wendung der Neuzeit« gebar und das so charakteristisch für die Moderne eine Konzentration auf das Besondere, Einzelne zur Folge hat, das als »Gestalt vom Gestaltlosen abgehoben wird« (Mohler). Jene Gestalt entsteht im Formungsprozeß, der keinen angestammten Platz mehr innerhalb eines Systems benötigt, geschweige denn eine egalitaristische Planung oder ideologisch ausgetüftelte Agenda.

Zum Reaktionären neigt, wer hier einen Widerspruch erkennen möchte. Denn mit der nationalen Formgebung entsteht erst das Trapez als Gerät der zukünftigen Aufgabe, des Hinaufkatapultierens der Menschheit und dessen Gestaltung als ein weltweites Kollektiv, einer »Neukonstruktion des Universums« (Balla). Freilich, ein kühner Plan. Bemerkenswert ist vor allem, daß der in avantgardistischen Zusammenhängen gerne apostrophierte Friedrich Nietzsche unter diesem Eindruck lediglich als moderner Souffleur erscheint, vergegenwärtigt man sich dessen Idee einer antik beseelten Züchtigung des neuzeitlichen Gedränges. Nicht den Nihilismus, also das gesellschaftlich-kulturelle Klima sollte der gründlichen Revision unterzogen werden, sondern gleich der ganze Mensch mitsamt seines angestammten Areals, der Erde. Das versteht Marinetti ganz über den Schreibtisch hinaus, wenn er »Lamarcks transformistische Hypothese« erwähnt und das Organische wie selbstverständlich zur Konkursmasse erklärt. Und Rettung naht nur in Form der Ersatzteillager-Welt. So findet die Theorie ihre Verwirklichung im Praktischen; Nietzsche scheiterte bekanntermaßen an genau dieser Umsetzung.

Daß sich diese Perspektive eher mit Ernst Jüngers *Arbeiter* oder Oswald Spenglers *Unter-*

gang des Abendlandes verträgt, also das historische zugunsten eines globalen Bewußtseins zurückdrängend, ist der interessanteste Ansatz Stefan Breuers (*Anatomie der Konservativen Revolution*, zuletzt Darmstadt 2009). Die Differenzen des ästhetisch unterlegten romanischen Modells gegenüber dem eher militärisch orientierten deutscher Machart sehr wohl erkennend, sieht er in der Kategorie der bedingungslosen Überwindung abgelebter Kategorien eine gewichtige Gemeinsamkeit. Bei alledem bleibt irgendwann die Kunst auf der Strecke, was Marinetti und Entourage nicht weiter stört – sie wird eines Tages ihren Dienst getan haben. Dann, wenn gegen alle Klassenschranken das Genie quer durch das Volk aufgestiegen ist, das am technisch-zeitgenössischen Alltag, nicht am traditionellen Ideal der metaphysischen Formgebung geschult, unerbittlich Kunst betreiben wird. Das Kunstwerk ist dann Realität, sich ganz aus sich selbst heraus erklärend, sagen wir: aus einer flambierten Ölpumpe. Eine »Verleugnung der traditionellen Statthalterfunktion der Kunst« (Manfred Hinz: *Die Zukunft der Katastrophe*, New York und Berlin 1985) degradiert alles Ästhetische zum Dinglichen, und es fallen Naturalismus und Formalismus zusammen.

Diese Konsequenz muß sehen, wer im Futurismus eine Inspirationsquelle ausmacht – unter welchem Eindruck auch immer. Das soll den Stellenwert der Avantgarde nicht schmälern, im Gegenteil: Unersetzlich ist sie für die, deren wacher Geist die Verwerfungen der Zeit wahrnimmt, die ihre Bilder aber weder in Weimar bestellen, noch im kommenden Jahrtausend aufhängen. Die Neue Sachlichkeit etwa, und besonders die kommunistischen Parteigänger der Literatur wie Johannes R. Becher, wissen nur zu gut, woher sie gekommen sind, welches Anliegen das dringendste ist. Im Rückblick faßt es Benn 1955 zusammen: »Form und Zucht steigt als Forderung von ganz besonderer Wucht aus jenem triebhaften, gewalttätigen und rauschhaften Sein, das in uns lag und das wir auslebten, in die Gegenwart auf. Gerade der Expressionist erfuhr die sachliche Notwendigkeit, die die Handhabung der Kunst erfordert, ihr handwerkliches Ethos, die Moral der Form.« Ein Eindruck, der stellvertretend für viele gilt. Auch für Marinetti, aber bei ihm einen gewaltigen Schritt zu weit gedacht. Genau dagegen stellt sich Benn, den Weg in die Aporie ahnend und daher die transzendente Reißleine ziehend: Er klammert die krude Poetik des Futurismus aus und setzt auf dessen gesellschaftspolitisches Prinzip der *Form* – den Faschismus. Ihm stellt er seine abendländische Dichtung zur Seite, auf den Neuanfang des Kulturkreises hoffend: »Die ganze Zukunft, die wir haben, ist dies: der Staat und die Kunst – die Geburt des Zentauren hatten Sie in Ihrem Manifest verkündet: dies ist sie.« Wie es mit dem deutschen Staat weitergeht, ist hinlänglich bekannt. Der Formzwang der Kunst hingegen ist nicht historisch, ihr Status als Bewahrungscharakter bedarf nach wie vor eines schöpferischen Umfelds. Erst dann kann sich seriös um den Kulturkreis bemüht werden.



MANIFEST DES FUTURISMUS

Wir wollen die Liebe zur Gefahr besingen,
die Vertrautheit mit Energie und Verwegenheit.

Mut, Kühnheit und Auflehnung werden die
Wesenselemente unserer Dichtung sein.

Bis heute hat die Literatur die gedankenschwere
Unbeweglichkeit, die Ekstase und den Schlaf gepriesen.

Wir wollen preisen die angriffslustige Bewegung, die fiebrige
Schlaflosigkeit, den Laufschritt, den Salto mortale, die Ohrfeige
und den Faustschlag.

Wir wollen den Mann besingen, der das Steuer hält, dessen
Idealachse die Erde durchquert, die selbst auf ihrer Bahn dahinjagt.

Der Dichter muß sich glühend, glanzvoll und freigebig verschwenden, um die leidenschaftliche Inbrunst der Urelemente zu vermehren.

Schönheit gibt es nur noch im Kampf. Ein Werk ohne aggressiven Charakter kann kein Meisterwerk sein. Die Dichtung muß aufgefaßt werden als ein heftiger Angriff auf die unbekannten Kräfte, um sie zu zwingen, sich vor den Menschen zu beugen.

Wir wollen den Krieg verherrlichen –
diese einzige Hygiene der Welt –
den Militarismus, den Patriotismus,
die Vernichtungstat der Anarchisten,
die schönen Ideen, für die man stirbt,
und die Verachtung des Weibes.

Wir wollen die Museen,
die Bibliotheken und die Akademien
jeder Art zerstören und gegen
den Moralismus, den Feminismus
und jede Feigheit kämpfen,
die auf Zweckmäßigkeit und
Eigennutz beruht.

Es gibt zahlreiche Begriffe und Wendungen, die Konrad Lorenz als wissenschaftliche Termini einführte oder jedenfalls in ihrer populären Verwendung prägte. »Prägung« selbst wäre ein solches Wort, aber auch der »Schlüsselreiz« oder die »Übersprungshandlung« – und eben das »sogenannte Böse« und die »Verhausschweinung«.

Das sogenannte Böse — Lorenz erhielt nach Veröffentlichung seines Buches über *Das sogenannte Böse* den Nobelpreis. Das war 1963, und erst im Anschluß kam es zur Debatte über seine mutmaßliche Affinität zu NS-Ideologien. Der Untertitel des Werks erklärte, worum es Lorenz ging: um eine »Naturgeschichte der Aggression«. Es sei ein natürlicher Trieb, ein Instinktverhalten, das Mensch wie Tier zu aggressivem Verhalten gegenüber Artgenossen führe, meinte Lorenz. Innerhalb der je eigenen Art habe sich aggressives Verhalten – zur Selbstverteidigung, zum Ausbau von Hierarchien – evolutionär durchgesetzt; die »Natur« sei nicht demokratisch, sondern gehorche anderen, sprich: Führerprinzipien. Nun wäre es eine Herabwürdigung des Menschen, ihn auf Instinkte und Triebverhalten zu reduzieren. Lebensformen und Werte als ethische Bezugspunkte vermittelte ihm (schon vor dem Christentum) die Kultur, in der er lebt. Eine verschärfte, besser: anders gewichtete Trennung von Gut und Böse besorgten die jüngeren Geschwister Zivilisation und Moral.

Schon Spinoza begriff das Böse als individuelle Kategorie: Was die Selbstbehauptung des Einzelnen (oder der je wertenden Gruppe) hemme, nennen die Betreffenden »böse«. Nietzsche hat sich Jahre seines Lebens an dem »alten Wahn, der heißt Gut und Böse« abgearbeitet. In seinen Schriften *Jenseits von Gut und Böse* und *Genealogie der Moral* hat er die Genese jener Kategorien gültig herausgestellt: »Was eine Zeit als böse empfindet, ist gewöhnlich ein unzeitgemäßer Nachschlag dessen, was ehemals als gut empfunden wurde«, schrieb er 1885. Die Metaphern des absolut Bösen treten gern personifiziert in Erscheinung. Der Teufel, Loki, Hitler, jüngst Josef Fritzl – schwierig, dem zu widersprechen. Jenseits des radikal Bösen (Kant) dürfen wir auch mit stabilem Wertefundament die Gut/Böse-Dichotomie als Schwarzweißmalerei betrachten. In den Niederungen des Alltags ist sie auch im (mittlerweile überstrapazierten) »Gutmenschen« angekommen und umgekehrt im paragraphgewordenen Relativierungsverbot sogenannter »Menschheitsverbrechen«. Die Reflexe und Affekte (damit wären wir wieder bei Lorenz) sitzen diesbezüglich recht locker und verhindern eine Tiefenschau. Besser (Superlativ des »Guten«) wird's nicht dadurch, daß die Etiketten idiotensicher in Großschrift gemalt sind – nicht mal harmloser. »Das Böse ist immer und überall« – nicht Nietzsche, nicht Hannah Arendt, sondern die *Erste Allgemeine Verunsicherung* quäkte das in den Achtzigern. Schöner Kapellen-Name, eigentlich.

Ellen Kositza

Zuerst verwirren sich die Worte, dann verwirren sich die Begriffe, und schliesslich verwirren sich die Sachen. (Konfuzius)

Verhausschweinung — Manche Begriffe, die man leichthin verwendet, hält man für so sprechend und in ihrer Bedeutung für so leicht verständlich, daß man ein Mißverstehen schlechterdings nicht für möglich hält. Verhausschweinung: Was gäbe es da zu erklären? Es steckt darin die arme Sau, die zwischen den Bohlen ihres Kobens warm und fett und sicher lebt, die Abenddämmerung unter einem Eichenbaum (den Rüssel trüffelnd am Boden und die Ohren gespitzt ob des möglichen Feindes) aber noch nie erleben durfte. Verhausschweinung: Es steckt darin Nietzsches letzter Mensch, der aus seinen Schweinsäuglein blinzelt und einen Wanst sein eigen nennt, wobei das Schweinsäuglerische und das Wanstige nicht im Körperlichen liegen müssen, sondern vor allem dann wahrnehmbar werden, wenn das Gehirn des letzten Menschen ein Bäuerchen macht. Verhausschweinung: Das mag – mit Konrad Lorenz gesprochen – die Tendenz des Menschen sein. Aber weil Lorenz mit bestimmter Absicht nicht von Veradlerung, sondern eben von Verhausschweinung sprach, liegt schon im Wort selbst die Aufforderung zum Widerstand gegen diese Tendenz in uns selbst.

Es ragt aus grauer Vorzeit noch immer und phylogenetisch weitergereicht das Bild von der halbverhungerten Menschenhorde in jeden von uns hinein: War das Wild erlegt, aß man, soviel man nur konnte, ruhte die Jagdgemeinschaft nach unvorstellbaren Strapazen, verendete zwei Felle weiter mit schrillen Schreien nach qualvollen Tagen der Mann, dem der Keiler den Schenkel aufgeschlitzt und das Knie zertrümmert hatte. Noch vor hundert Jahren saß am Abend dumpf der Stahlarbeiter am Tisch seiner Wohnung im dritten Hinterhof und brütete über dem Glück, daß nicht sein Bein in die Walze geraten war, sondern das seines Schichtkollegen, der drei Häuser weiter wohnt – und sah dort schon die Frau des Amputierten bis in die Nacht hinein an einer Heißmangel stehen, damit es für ein paar Kartoffeln reichte. Wie sehr versteht man die bildlose Sehnsucht dieser Frau nach einem Kühlschrank und die des Mannes nach etwas, das dem OP-Saal in der Charité des Jahres 2009 gleichen könnte, wie sehr versteht man die Tendenz zur Verhausschweinung. Und wie sehr wünschte man sich, daß jeder eigenhändig mit der Saufeder ein Wildschwein zu erlegen hätte, bevor er – eingewickelt in eine Ver-Di-Tüte und mit fettem Gesicht – für 8 Prozent mehr Lohn in seine Trillerpfeife grunzt.

Götz Kubitschek

Parabel

Es war einmal ein Junge, der nahm sich die Freiheit, jede Woche über derselben Zeitung zu sitzen.
Doch wenn es ihn langweilte und er nicht mehr weiter wußte, dann griff er zu einer Flöte, die auf seinem Schreibtisch lag. Er blickte in die einzelnen Löchlein und bekam die feinsten Dinge zu sehen: Zeitschriften und Ideen, Akademien und Aktionen, alte Freunde und Neue Rechte, eine bunte Mischung eben. Und jeder winkte ihm zu.
Das machte ihn fröhlich und auch ein bißchen wehmütig, denn eigentlich wollte er mittun.

Und was machte der Junge mit dieser Flöte? Er pfiff drauf.